

Horst Hohmann

## Dichtung und Wahrheit

Unten im Wohnzimmer, gleich neben meinen geliebten Musik-CDs, steht ganz oben in einem Bücherregal unser „Brockhaus“ – 15 dicke Bände, 145000 Stichwörter, mehr als 15000 Abbildungen, Grafiken und Karten, über 1000 Info-Kästen. Alles auf dem neuesten Stand, sogar die Rechtschreibung. Wie oft ich in diesen „Brockhaus“ bei meinen Recherchen schon reingeschaut habe, kann ich nur schätzen. Viele Tausend Mal bestimmt. Auch Ende vorletzten Jahres zum Beispiel, als uns Freunde von ihren Plänen für einen Bolivienbesuch schrieben und von der Absicht, dabei auch zwei Tage in der ehemaligen südbolivianischen Regierungshauptstadt Potosí zu verbringen, schlug ich im „Brockhaus“ nach und erfuhr, dass Potosí 3976 Meter über dem Meeresspiegel liegt. Dass rund zwei Drittel des im 17. Jahrhundert weltweit geförderten Silbers aus Potosí stammten. Und dass die Stadt mit ihren vielen Bauten aus der Kolonialzeit und mit den Silberminen zum UNESCO-Weltkulturerbe gehört.

Nichts wird in der kurzen „Brockhaus“-Notiz über die Zigtausend Indio-Bergleute gesagt, die über drei Jahrhunderte hinweg unter menschenunwürdigen Bedingungen aus dem famosen „Cerro Rico“, dem kegelförmigen Wahrzeichen der Stadt, Silber und andere Edelmetalle förderten und nur selten 40 Jahre oder älter wurden – die Lunge von dem in den Stollen allgegenwärtigen feinen Staub zerfressen.

Man wird uns vermutlich sagen, dass die „Brockhaus“-Autoren aus „Platzgründen“ nur das Silber (mit dem in Europa Kriege finanziert, Schlösser und Kirchen gebaut sowie Bündnisse geschmiedet wurden!) erwähnten und deshalb nicht auf die Leiden der „Männer von Untertage“ eingehen konnten. Aber, war wirklich kein Platz mehr für die eigentlich doch sehr naheliegende, kurze Frage, was jener Ort des Schreckens in Potosí mit „Weltkultur“ zu tun haben soll?!

Wir alle haben schon miterlebt, wie schnell sich eine Geschichte beim „Weitererzählen“ verselbständigen kann – wie (ohne böse Absicht) nach sechs oder acht Stationen

aus dem Opfer urplötzlich ein Täter wird. Wie statt Kühen auf einmal Schafe über die grüne Wiese laufen. Wie das Endspiel der Fußball-WM (fast unbemerkt) nicht mehr in Stuttgart, sondern in der finnischen Hauptstadt Helsinki stattfindet.

Genauso wie es sich empfiehlt, bei mündlich überlieferten Geschichten immer nach ihrer „Glaubwürdigkeit“ zu fragen, ist doppelte Vorsicht geboten, wenn es um Geschichtsschreibung geht, ums Kommunikationswesen, um die sogenannte Öffentlichkeitsarbeit von Regierungen und Banken, von Konzernen und kirchlichen Einrichtungen sowie um die Nachrichtenübermittlung und die Berichterstattung ganz allgemein.

Denn nirgendwo sind die Grenzen zwischen Dichtung und Wahrheit so „fließend“ wie in den genannten Bereichen, auch wenn man dort scheinheilig erklärt, dass man niemals und unter gar keinen Umständen berufsethische Richtlinien verletzen würde.

Wir können jedoch immer wieder nur stauen, mit welcher Regelmäßigkeit in der Branche der viel beschworene „Tugendpfad“ verlassen wird. Es werden – je nach Bedarf und dann stets mit vollem Kalkül – kompromittierende Gerüchte in die Welt gesetzt, um potentielle Rivalen auszuschalten. Es werden Lügengeschichten verbreitet, um kriegerische Handlungen rechtfertigen zu können. Es wird nur die „halbe Wahrheit“ erzählt, weil die andere Hälfte fürs politische Geschäft abträglich wäre. Es werden Menschengruppen Negativ-Eigenschaften angedichtet, weil man „Latinos“, weil man „Schwarze“ oder weil man „Itaker“ in bestimmten Jobs nicht sehen möchte.

Man lässt in der Berichterstattung die „Vorgeschichten“ weg, um nicht den abgrundtiefen Hass und die historische Feindschaft zwischen Klans und Völkern erklären zu müssen. Man lässt gegen ein kleines „Trinkgeld“ Urkunden fälschen, um „epochale Leistungen“ aufs eigene Konto buchen zu können.

Griechen und Römer hatten sehr früh ein feines Gespür für die machtpolitische Bedeutung sogenannter „loyaler Geschichtsschreibung“, wenn sie ihre Auftragsschreiber beispielsweise über meine Vorfahren aus den herkynischen Wäldern („barbarisches Kelten-Gesinde“) herziehen ließen

oder auch die im 5. Jahrhundert mit Geisern nach Kartago übergesiedelten Frauen und Männer trotz ihrer großartigen zivilisatorischen und kulturellen Leistungen als „Vandalen“ in Verruf brachten.

Sie, liebe Leserin und lieber Leser, werden bei der Lektüre des vorliegenden Heftes einmal mehr beobachten können, wie schwierig es darum häufig ist, Dichtung und Wahrheit voneinander zu trennen. An unserem Bemühen, kirchenintern aufgetischten „Schauermärchen“ zum Beispiel immer wieder unbarmherzig auf den Grund zu gehen, wird sich auch 2015 nichts ändern. Deshalb werden wir mit Sicherheit in einer der nächsten Ausgaben u.a. den intriganten Fragen nachgehen, warum das Hilfswerk „Kirche in Not“ 2009 in eine „Päpstliche Stiftung“ umgewandelt wurde? Warum sich „Kirche in Not“ bei seinem vom 12. bis 15. März in Würzburg stattfindenden Kongress „Treffpunkt Weltkiche“ für die vorgesehenen Podien-Gespräche fast ausschließlich im rechten bzw. ultrarechten Spektrum bedient, und dem illustren Kreis der „offiziellen Medienpartner“ des Kongresses nur fundamentalistisch ausgerichtete Einrichtungen angehören (die Agentur kath.net/die „Tagespost“/ der Fernsehsender EWTN/Radio Horeb/K-tv), bei denen seit dem Amtsantritt von Jorge Mario Bergoglio von „Papsttreue“ nicht mehr sonderlich viel zu spüren ist. Wissen würden wir natürlich von „Kirche in Not“ auch schon ganz gerne, gegen welche „Medien-diktatur“ und gegen welchen „gender mainstream“ das weltweit agierende Hilfswerk meint ankämpfen zu müssen!

\*\*\*

Irmgard Rech

## **Keine femme fatale. Das Buch Judit neu gelesen**

Unsern islamgläubigen Mitmenschen geben wir gerne den Rat, sie sollten ihren Koran neu und kritisch lesen lernen. Tun wir das aber auch selber mit unserer Bibel? Kaum eine andere biblische Gestalt ist in der Vergangenheit so katastrophal fehlgedeutet

worden wie die Frauengestalt aus dem in hellenistisch-römischer Zeit (etwa 100 v. Chr.) entstandenen Buch Judit. Und an keinem anderen Schriftbeispiel kann die moderne Exegese besser demonstrieren, wie sie mit ihren Methoden Missdeutungen zu erkennen und geistige Schätze in der Bibel zu entdecken vermag, an die wir anknüpfen können, um aus aktuellen politischen wie kirchlich-religiösen Sackgassen herauszukommen.

Erzählt wird im Buch Judit die Rettung Israels vor dem die Weltherrschaft anstrebenden assyrischen König Nebukadnezar. Sie wird dadurch ermöglicht, dass die schöne und gottesfürchtige junge Witwe Judit sich listenreich ins Lager des Feldherrn Holofernes Eintritt verschafft und diesen nach einem Festmahl mit seinem eigenen Schwert enthauptet, nachdem er von Wein und Wollust berauscht, kopfüber auf sein Lager gesunken war.

Maßgeblich für das bisherige schlechte Image der Judit war ihre misogyne Rezeption durch die abendländische Kunst, die so weit ging, dass der Gewaltmensch Holofernes zum bemitleidenswerten Opfer und Judit zur abscheulichen Lustmörderin degradiert wurde. Immerhin hat Donatello in der Renaissance seine Juditskulptur mit der Inschrift versehen: „Siehe der Hoffart Haupt fällt von der Demut Hand“, und die katholischen Bibelausleger haben ihren Starkmut und ihre Keuschheit im Widerstand gegen den Verführer Holofernes gepriesen und sie als Vorbild Mariens betrachtet. Eine besondere theologische Bedeutung hat man dem Juditbuch aber nie abgewinnen können. Der misogyne Blick zeigte immer noch seine Wirkung.

### **Eine kunstvolle literarische Fiktion**

Schuld daran war, was wir heute den Korandeutern vorwerfen, das Faktizitätsverständnis der erzählten Handlung. So verteidigt das Lexikon für Theologie und Kirche in seiner verbesserten Auflage von 1986 noch den geschichtlichen Wahrheitsgehalt der Rettungstat Judits und versperrt sich dadurch den Weg zu einem tieferen theologischen Verständnis. Die Forschung ist sich inzwischen weitgehend einig, dass wir mit dem Buch Judit keine historische Erzählung, sondern eine kunstvolle literarische Fiktion vor uns haben. Der angesehene Alttestamentler Erich Zenger (1939-

2010) hat bereits 1981 eine fundierte textkritische Analyse vorgelegt. (*Das Buch Judit. Jüd. Schriften aus hell.-röm. Zeit (JSHRZ) Band I/Lieferung 6, 1. Auflage 1981*) Er erkennt eine weisheitliche Lehrerzählung in romanhaft-fiktiver Form, mit der eine hochreflektierte Theologie verbreitet wird, die sich von männlichen Gewaltgebaren distanziert und einen Gott verkündet, der die Kriege zerschlägt. Als Erstadressaten ermittelt er gläubige Juden, die in Zeiten der hellenistisch-römischen Unterdrückung nach einem intellektuell vertretbaren und verantwortungsbewussten Glauben suchen. Gott spricht in diesem Buch nicht mehr unmittelbar zu den Menschen, er ist der in Gebeten Vergewisserte, hier in den Gebeten einer Frau. Das ermöglicht eine Korrektur des herrschenden androzentrischen Blicks bis hin zur Kritik und ironischer Zeichnung männlichen Verhaltens und Versagens. Die feministische Exegese hat das Buch als scharfe Verurteilung des Krieges aus der Sicht der Frau gewürdigt.

Detailliert untersucht hat Barbara Schmitz (Professorin für AT in Würzburg) die literarischen Kunstgriffe der spannenden Erzählung wie die theologische Botschaft, die sich, als Kern der Erzählung, in den Reden und Gebeten entfaltet. (*Schmitz, Barbara, Gedeutete Geschichte. Die Funktion der Reden und Gebete im Buch Judit. Freiburg i. Br. Herder 2004*) In ihrer Promotionsrede *Trickster, Schriftgelehrte oder femme fatale* (Münster 2003) befreit sie die Juditgestalt endgültig vom Ruf einer brutalen und sexlüsternen femme fatale und zählt sie auf Grund ihrer listenreichen Täuschungstaktik zu den zahlreichen Trickster-Figuren der Bibel, die als Unterlegene die Mächtigen trickreich hintergehen.

## Keine Glorifizierung des Mordes

Wer heute das Buch Judit liest (empfohlen sei der von Erich Zenger kommentierte Text in „Stuttgarter Altes Testament“), kann ins Staunen geraten, wie aktuell uns manches erscheint. Dargestellt wird in einem breiten ersten Erzählteil (Jdt 1-7) die mörderische Bedrohung Israels durch die Großmachtpolitik des assyrischen Königs Nebukadnezar mit der aus aktuellen Nachrichten bekannten Brutalität. In dieser erfundenen Symbolfigur ist die Kriegserfahrung Israels mit dem assyrischen König

Nabuchodonosor wie mit dem babylonischen König Nebukadnezar zusammengefasst. Der König mit seinem gottgleichen kriegerischen Herrschaftsanspruch wird zur Gegenfigur des Friedensgottes, zu dem Judit betet. Zu ihrem rettenden Handeln im Namen dieses Gottes, das in einem zweiten Teil (Jdt 8-16) spannend und kunstvoll erzählt wird, entscheidet sie sich erst, nachdem die führenden Männer bei der Belagerung ihrer Heimatstadt Betulia durch den Feldherrn Holofernes im Glauben wie in ihrem Handeln (sie setzen Gott ein Ultimatum!) versagt haben. Als wehrlose Frau, die sich schutzlos ins Kriegslager des Holofernes wagt und diesen mit dessen eigenem so sehr gefürchtetem Schwert enthaupet, wird sie zur Gegenfigur dieser Personifizierung von militärischer und sexueller Gewalt. Dass hier eine Frau eine destruktive Macht mit deren eigener Waffe kopflos macht, ist keine Glorifizierung des Mordes, sondern gehört zum theologischen Programm, das sich in den Reden und Gebeten über die beiden Teile des Buches hinweg entfaltet. Weil das bedrohlich Böse in der Geschichte ernstgenommen wird, entscheiden sich der oder die Erzähler(in) für das auch sonst in der Bibel vertretene dialektische Bild des strafenden Richter Gottes. Gemäß auch jeder Märchenlogik muss mit Holofernes das gesamte assyrische Heer zugrunde gerichtet werden.

## Neuinterpretation der Exodusgeschichte: Gott setzt den Kriegen ein Ende

Mehr noch als der waffenlose Moses und der junge David steht die Witwe Judit für die Verehrung eines Gottes, der ganz auf Seiten der Schwachen, Schutzlosen und Bedrängten steht und nicht an der Seite hochgerüsteter, kriegsmächtiger Männer mit ihrem gottgleichen Herrschaftsanspruch. Das Juditbuch muss als eine Fortschreibung, ja als eine Neuinterpretation der biblischen Rettungsgeschichten, insbesondere der Exodusgeschichte verstanden werden. In der Rede Judits vor den Ältesten (Jdt 8, 11-27) und in ihrem Gebet vor ihrem Gang ins Lager (Jdt 9, 2-14) sowie in ihrem Siegeslied (Jdt 16, 1-17) erweist sich die gottesfürchtige Jüdin als schriftgelehrte Theologin (nach dem Idealbild in Sir 38, 24-39, 11), die sich in ihrem Denken und Handeln an die großen Gestalten Isra-

els kreativ anbindet. Ihr wird ein Zitat aus dem Siegeslied der Mirjam und des Mose in den Mund gelegt, das bereits in der griechischen Übersetzung der Septuaginta im selben Sinne abgewandelt worden war. Während es im hebräischen Urtext in Ex 15, 3 heißt: „Jahwe ist ein Kriegermann“ betet Judit (9, 7) und singt in ihrem Danklied (16, 2): „Denn der Herr ist ein Gott, der den Kriegen ein Ende setzt“.

Dieses Bekenntnis zu einem Gott, dessen innerstes Wesen antikriegerisch ist, wird einer Frau in den Mund gelegt, die es wagt, im Vertrauen auf diesen Gott männlicher Gewalt durch den Einsatz ihrer Schönheit und Klugheit zu trotzen und ihr Volk wie seinen Tempel vor einem hochbewaffneten Riesenheer zu retten. Erich Zenger deutet sie als „eine weibliche Epiphnanie des Rettergottes“. In ihrer Schönheit als Ausstrahlung ihrer Weisheit und Gottesfurcht scheint die Wahrheit und die Herrlichkeit (Kabod) des Gottes Israels auf. So wird sie vom Hohenpriester und dem Ältestenrat, die aus Jerusalem kommen, mit Würdetiteln gepriesen, die sonst Gott selber gegeben werden: „Du bist der Ruhm Jerusalems, du bist die große Freude Israels und der Stolz unseres Volkes.“ (Jdt 15, 9). Erstaunlich ist überhaupt das große Einverständnis der führenden Männer und des ganzen Volkes mit allem, was diese Frau glaubt, denkt, redet und tut, und wie selbstverständlich sie bereit sind, darin den Gott Israels zu erkennen, der die Seinen nicht im Stich lässt. Ein schönes Bild dafür ist der Festreigen der Frauen, den Judit wie einst Mirjam am Schilfmeer anführt, mit grünen Zweigen in Händen und Kränze von Ölzweigen auf dem Kopf. „ . . . und so ging sie vor dem ganzen Volk her.“ Welch ein paradiesisch wie endzeitlich schönes Bild von der Versöhnung der Geschlechter, wie sie wünschenswert wäre für alle Gesellschaften der Welt. Männer sind bereit, die Führung einer Frau zu überlassen, wenn diese eine überzeugende Persönlichkeit ist. Judit stimmt ihrem und Israels Gott ein „Danklied“ an, und das Volk feiert ein „Freudenfest“ am Tempel von Jerusalem, kein Siegesfest (unpassende Überschrift in der Einheitsbibel). Siege feiern die Kriegsführer, die sich Völker unterwerfen. Wie im Märchen wird der die Völker mordende König selbst ermordet durch eine schwache Frau. Sie stellt die aus den Fugen

geratene Weltordnung wieder her. „Nicht Söhne von Riesen erschlugen ihn, noch traten ihm hohe Recken entgegen. Nein, Judit, Meraris Tochter, bannte seine Macht mit dem Reiz ihrer Schönheit.“ (16,6) In solchen Versen aus dem Lied der Judit steckt der Witz und die Ironie eines kleinen Volkes, das den Gott auf seiner Seite weiß, der als Schöpfergott jeder Kriegsgewalt ein Ende setzt.

## Eine Lehrerzählung auch für uns heute

Mit diesem griechischen Buch Judit aus zeitlicher Nähe zum Auftreten Jesu wird jede Kriegsgewalt mit den Augen einer Frau als widergöttlich entlarvt. Für die Juden selber und für Martin Luther zählt es zu den apokryphen Schriften. Die katholische Kirche dagegen hat es in ihren Kanon aufgenommen. Nachdem die moderne Bibelforschung uns jetzt den literarischen wie theologischen Gehalt des Buches erschlossen hat, wäre es an der Zeit, es als eine kreative Schrift zu erkennen, aus der wir Impulse für die Lösung aktueller Probleme gewinnen können. Wie die schriftgelehrte Judit sollen Religionen und Kirchen an ihre jeweilige Überlieferung anknüpfen. Diese müssen aber aus den Erfahrungen der eigenen Zeit heraus weitergedacht werden. Auf gar keinen Fall dürfen Religionen einem machtpolitischen Eroberungsdenken verfallen. Ihre große Aufgabe ist es, den Unterdrückten Gerechtigkeit zu schaffen und Friedensgesinnungen zu fördern. Wäre das nicht auch bedenkenswert bei der Lösung des Konfliktes zwischen Israel und den Palästinensern! Und nicht zuletzt enthält das Buch Judit die Mahnung an jede männlich dominierte Gemeinschaft, seien es Parteien, islamisch geprägte Staaten oder die weltweit agierende katholische Kirche: Wer Frauen unterdrückt in ihrem Tätigkeitswillen, missachtet ihre Talente und schadet dem Gemeinwohl. Hat nicht unsere klerikale Männerkirche den Ruin der Gemeinden so weit getrieben, dass es gar nicht mehr genug Frauen wie Judit geben kann, um eine Wende herbeizuführen. Die aufgeklärte biblische Judit, die übrigens ihre mithandelnde Leibmagd in die Freiheit entlässt, wusste: Gott greift nicht ein, wir müssen handeln.

\*\*\*

Robert Martin Kerr

## Vom Gesalbten, Herrn und Heiland

### Eine vorösterliche Besinnung zur Gottwerdung

Auch dem oberflächlichen Bibelleser sollte deutlich sein, dass der jüdische Zimmermannssohn Josua bar Joseph (Jesus) niemals eine seinshafte Göttlichkeit beanspruchte bzw. ihr nachstrebte, sein Verständnis vom Gott dem Vater war zweifelsohne konform mit dem des monotheistischen Frühjudentums, und er verstand dann seine etwaige göttliche Sohnschaft, wenn er von ihr gewusst hätte, nur sinnbildhaft. Die ihm in späteren christlichen Überlieferungen zugeteilte heilsgeschichtliche Qualität des Göttlichseins wurzelt aber schon in einigen neutestamentlichen Aussagen, darin allerdings ist ein unlösbarer und widersprüchlicher Zwiespalt zwischen der Inkarnations- und der Erhöhungschristologie feststellbar: War der Christus immer schon ein Gott, der dann durch Jungfrauengeburt zu den Menschen kam, oder wurde er erst nach seinem Tode zur Gottheit erhöht? Also der Unterschied zwischen Sein und Werden – ward ein Gott Mensch, oder ein Mensch Gott? Die griechisch-hellenistisch anmutende Inkarnationschristologie, die dann die göttliche Präexistenz Jesu voraussetzte, muss als eine fremde Instaurierung jüdisch-monotheistischer Gottesvorstellungen verstanden werden, im Gegensatz zu den älteren Erhöhungsvorstellungen, die dann jetzt in tempore quadragesimali (Fastenzeit) behandelt werden. Das christologische Verständnis Jesu im Neuen Testament wird auch durch die angewendete Hoheitstitulatur belegt, etwa am Bekanntesten in der lukanischen Weihnachtsgeschichte, die von der Geburt eines göttlichen Retters berichtet (2,11): „Heute ist euch in der Stadt Davids der Retter (σωτήρ-salvator) geboren; er ist der Messias (χριστός-christus), der Herr (κύριος-dominus).“ Diese Benennungen müssten im jüdischen Kontext als zielsetzende Begriffe verstanden werden – der Gott der hebräischen Bibel war der Retter/Heiland (vgl. etwa Ps. 65,6 „Deus salutaris noster“ – ὁ θεὸς ὁ σωτήρ

ἡμῶν) – hiermit hebräisch יְשׁוּעָה יְהוָה ('ēlohē jīš 'ēnū) wiedergebend, und im zweiten Wort liegt dieselbe Wurzel wie Jesus „der Retter“, Name als Programm, zugrunde. Der zweite Begriff gibt hebräisch מָשִׁיחַ (māšī'āḥ > gr. Μεσσίας) wieder, und bedeutet soviel wie „der Gesalbte“, schon im Alten Testament ein bedeutungsgeladener Begriff, vgl. z.B. Ps. 105,15, auch für den von Gott gesandten König, wie im Danklied der Hanna 1Sam 2,10: „Der Herr hält Gericht bis an die Grenzen der Erde. / Seinem König gebe er Kraft und erhöhe die Macht seines Gesalbten“ (*Dominus ... dabit imperium regi suo et sublimabit cornu christi(!) sui*), spezifischer in der Redewendung „Gesalbter des Herrn“ (יְהוָה מָשִׁיחַ – ὁ χριστὸς τοῦ κυρίου – *christus domini*) 1Sam. 14,11, 2Sam. 1,14 *et passim*, besonders dann aber für die königlichen Nachfahren des einstigen Hirten David. Hinter dem letzten Begriff, „Herr“, wie im vorigen Beispiel ersichtlich wird, verbirgt sich eigentlich der seiner Heiligkeit wegen unaussprechliche Eigenname des Gottes Israels, JHWH (vgl. etwa Ex. 20,2-3). Durch diesen Umstand wird der Name in der hebräischen Bibel nur konsonantisch geschrieben (יהוה), hingegen vokalisiert mit den Vokalen von אֲדֹנָי - 'ādōnāy „mein Herr“ (eigtl. „meine Herren“; der Plural ist wohl als eine Analogiebildung zur formal-grammatischen Mehrzahl אֱלֹהִים - 'ēlōhīm als Bezeichnung „Gott“, s. u.) zu lesen (sog. *Qere perpetuum*). Diese Gegebenheit ist keinesfalls ursprünglich, da der sehr altertümliche hebräische Konsonantentext sowie das Onomastikon immerhin des Herrn Namen wiedergibt, derweil die heutige masoretische Vokalisierung ein Produkt des Mittelalters ist; die Umlesung aber muss schon alt sein: da schon die Septuaginta den Gottesnamen mit κύριος – „Herr“ wiedergibt, ist anzunehmen, dass dies schon im 3. Jh. v. Chr. gangbar geworden war. In der christlichen Überlieferung geriet dann der hebräisch-jüdische Ursprung des „Herrn“-Begriffes großenteils in Vergessenheit. Wie dem auch sei, deutlich ist, dass diese für Jesus angewendeten Epitheta nicht von ungefähr seiner vermeintlichen Göttlichkeit Nachdruck verleihen sollten.

Die hier aufgeführten Gottesbezeichnungen sind jedoch nicht ausschließlich der Hebräischen Bibel vorbehalten. Die Anrede *Adonai* dürfte nicht ganz unbekannt sein, da dasselbe Wort dann auch in der griechisch-römischen mythologischen Gestalt *Adonis* (Ἄδωνις; wohl < 'adōnī „mein Herr“) zu

finden ist. Obwohl die klassische Literatur eine Fülle von teilweise (sehr) widersprüchlichen Varianten kennt - am Bekanntesten ist die Ovids (Metamorphosen X) -, sollte umrisshaft die Geschichte bekannt sein: Adonis, ein Nachkomme Pygmalions, entstammte u.a. dem inzestuösen Verhältnis des Königs Kinyras (auf Zypern bzw., anderen Überlieferungen zufolge, ein „assyrischer“ König, wobei wohl eine Verwechslung mit „Syrien“ unterlaufen ist) mit seiner Tochter Myrrha (interessant ist vielleicht auch, dass Myrrha dieselbe Wurzel hat wie Maria). Der König, von seiner Blutschande unterrichtet, will seine Tochter töten, jedoch die Götter verwandeln sie zuvor in einen Myrrhebaum, aus dem der Knabe dann neun Monate später auf wundersame Weise geboren wurde. Seiner Schönheit wegen vernarrten sich die Liebesgöttin Aphrodite und die Göttin des Totenreiches Persephone in ihm, obwohl seine sexuelle Orientierung sehr unausgeprägt erscheint. Er wuchs nichtsdestoweniger zu einem angstlosen, ja selbst unerschrockenen Jäger auf, zum großen Verdross der um sein Leben bangenden Aphrodite, die ihren Lustknaben lieber bei sich als auf die gefährliche Pirsch gehen gehabt hätte. Eines Tages wurden ihre schlimmsten Befürchtungen Wirklichkeit: Einen Keiler verfolgend wurde der schöne Jäger zum Riss, vom Gewaff erdolcht und war schon niedergestreckt, als seine Buhle eilends eintraf. Dies erfreute natürlich die eifersüchtige Persephone sehr, immerhin kam spornstreichs, sei es auch etwas widerwillig, Hades herbei, um ihn in die Unterwelt zu führen, wo der Schönling immerwährend bei ihr verbleiben musste. In ihrer untröstlichen Betrübniß suchte Aphrodite den Zeus auf dem Olymp auf und flehte ihn an, er möge ihren Liebling auferstehen lassen, was aber nicht ohne die Zustimmung des Totengottes geschehen konnte. Schlussendlich einigen sich die zwei Götter, fortan sollte der Jüngling gewissermaßen in Teilzeit, bei beiden Göttinnen – eine Erklärung für Sommer und Winter – verbleiben dürfen. Hier handelt es sich um einen alten Vegetationsmythos, ausgelegt, wie Ostern, in der Tradition der Sühneopfer. Vieles im soeben Geschilderten mutet sehr griechisch an, wobei unzweifelhaft ein semitischer Kern zugrunde liegt. Dies geht einerseits aus dem Namen der Hauptperson hervor, andererseits ist Pygmalion bei

den Griechen immer eine Andeutung phönizisch-orientalischen Einflusses. Kinyras, Enkel des Pygmalions, wird meistens als ein (phönizischstämmiger) König auf Zypern erinnert, zeitweilig auch für seine Musikkünste, besonders sein Leierspiel, gerühmt, was auch durch seine enge Beziehung zu Orpheus und Thamyris ausgewiesen wird; dies ist nicht zufällig, da sein Name im Phönizischen „Leier“ bedeuten müsste (vgl. hebräisch כִּנּוֹר – *kinnōr*, die sog. „Davidsharfe“!). Hinzu kommt die Verbindung mit Myrrhe, die u.a. Verwendung fand als Räucherwerk, Medizin und als Bestandteil von Salböl (z. B. Ex. 30,23-25) für Könige (Mt. 2,11) und Tote (Joh. 19,39), bei den Griechen der orientalische Exportschlager der Antike. Für den Kult in Phönizien, bes. Byblos, gibt es z. B. die Berichte von Lukian (De Dea Syria 6ff.). Die Überkünfte mit dem Herrn sind nicht von ungefähr, wie deutlich aus einem Brief des Hieronymus hervorgeht: „Die Urheber der Verfolgung meinten nämlich, sie könnten uns den Glauben an die Auferstehung und an das Kreuz nehmen, wenn sie die heiligen Orte durch Götzenbilder entweihten. Ein heiliger Hain des Thammuz, auch Adonis genannt, umschattete unser Bethlehem, den erhabensten Ort in der ganzen Welt, von dem der Psalmist schreibt: »Die Wahrheit sproß aus der Erde hervor.« In der Höhle, in der einstens Christus als Kindlein wimmerte, wurde der Liebhaber der Venus beweint“ (Ep. 58. An den Priester Paulinus §3).

Ohne hier ausführlich die Sache behandeln zu können - dies beabsichtige ich in einer ausführlichen Abhandlung zu tun -, ist deutlich, dass dieser Kult um einen Jüngling zweifelhafter Erzeugung, wundersamer Geburt, schandbaren Ablebens und letztendlicher Apotheose im Orient, besonders aber bei den Westsemiten festverwurzelt war, und hier dann erwies sich der Kult um seinen Tod und seine Wiederauferstehung, im Gegensatz zu Griechenland, wo der Kult nur als ein Frauen vorbehaltenes Fest (Adonia) begangen wurde, als wohl die wichtigste, wenn hauptsächlich von Frauen, aber auch von Männern gefeierte Ritualhandlung. Die verbleibende Frage wäre dann, wer dieser Ἄδωνις eigentlich sei. Die Tatsache, dass diese Gottheit in Griechenland eigentlich keinen eigenen Kult kennt und großenteils obskur ist, spricht für eine Entlehnung wohl aus dem phö-

nizisch-semitischen Orient. Lukians Bericht, dass sein Kult zu Byblos im Tempel der Aphrodite gefeiert wurde, legt die Vermutung nahe, dass seine Verehrung nicht als eine selbstständige Kulthandlung übernommen wurde, sondern als ein Teil des von den Griechen angenommenen semitischen Astartekultes, etwa auf Zypern, wo diese Adoption, etwa in der Manifestation der Κυρία Αφροδίτη, gut belegt ist und wo zudem die Adonisanbetung als Teil der Verehrung der Aphrodite bezeugt ist (vgl. z. B. Paus., IX, 41, 2 : ἔστι δὲ Ἀμαθῦς ἐν Κύπρῳ πόλις, Ἀδώνιδος ἐν αὐτῇ καὶ Ἀφροδίτης ἱερὸν ἔστιν ἀρχαῖ ...). Da die Vokabel nur im kanaanitischen (hebräisch-phönizischen; nicht etwa im aramäischen) Sprachraum vorhanden ist, kann die Entlehnung nur von diesem Gebiet aus erfolgt sein. Für das Alter der Übernahme spräche auch die phonetische Gestalt – bei einer jüngeren Entlehnung wäre etwa /adūn/ zu erwarten.

Wie schon erwähnt, gibt Adonis realiter keine Gottheit, aber ein Epitheton wieder. Die Identifizierung des so nicht eindeutig bezeichneten Gottes ist bisher ergebnislos geblieben. Meistens wird hier irgendeine obskure westsemitische Gottheit gesucht, in Analogie zu Dumuzi/Tammuz, dem Sohn und Liebhaber der Ishtar, also mesopotamischen Ursprungs (vgl. Ez. 8,14 „Dort saßen Frauen, die Tammus (תַּמְזֻז/Θαμμουζ) beweinten“ – „ecce ibi mulieres sedebant plangentes Adonidem“!). Die Rechtfertigung hierfür liegt in der Annahme, der Kultursprung sei in Mesopotamien zu suchen – was nur, aber keinesfalls zwingend, mit dem gerade zitierten Bibelvers behauptet werden könnte. Wohl eher handelt es sich um einen uralten (Substrat?) und weitverbreiteten Glauben im östlichen Mittelmeerraum, der dann u.a. in Mesopotamien mit den Riten für Tammuz, in Ägypten mit dem Osiriskult, in Phönizien mit dem des Adonis und ursprünglich in Griechenland in der Thesmophoria um Demeter und Persephone begangen wurde. Die Annahme eines mesopotamischen bzw. ägyptischen Ursprunges der phönizischen Riten, wie von manchen behauptet, scheint gänzlich unbegründet.

Eine Bestätigung hierfür findet sich in der Feststellung, dass *adn* im vorkanaanitischen Ugaritischen, wie auch eigentlich „Adon“ in der hebräischen Bibel, nicht für unbedeutende Götter, sondern als Anrede für Hauptgötter vorbehalten war: z.B. El

(KTU2 1.3 v:9), Yam (KTU2 1.1 iv:17) oder „Baal“ (KTU2 1.6 i:44, 1.124:-2) – der sich hier scheinbar, die Passage ist nur bruchstückhaft überliefert, auf eine Reise in die Unterwelt (!) begibt. „Adon“ vermittelt also dann nicht nur einen göttlichen Status, sondern vielmehr eine hervorragende Stellung unter den Göttern (*adn ilm rbm* – „Herr der großen Götter“). Daher muss sich hinter Adonis ein wichtiger Gott verbergen.

Wer dann ist dieser *ignotus deus*? Augenscheinlich gäbe es viele Kandidaten. Jedoch beim genaueren Hinschauen fällt auf, dass auch bei den Phöniziern dieselbe Scheu wie in der hebräischen Bibel vorliegt, wenn es um die namentliche Nennung ihrer Götter geht: so z. B. heißt der Stadtgott von Tyros Melkart (*milk-qart*) was eigentlich nur „Stadtgott“ bedeutet; ebenso „Baal“ (phön. *ba'l*), der lediglich „Besitzer, Eigentümer“ bedeutet, also ein göttliches Epitheton. Deutlich ist, dass Anbetung der Götter/Gottes im kanaanäischen Raume gemeinschaftliche Züge aufweist: Nebst einer Vermeidung des Gebrauchs des Rufnamens eines Gottes und einem Anikonismus (Bildlosigkeit) ist z. B. auch der phönizische Gebrauch der eigentlichen Mehrzahl „Götter“ (s.o. zu hebr. *'ēlōhīm*) sehr auffallend, möglicherweise eine Andeutung von Monolatrie – dies geht z. B. deutlich aus einer neupunischen Inschrift von Leptis Magna, die den lateinischen Ausdruck *divi filius* mit *bn 'lm* wiedergibt, hervor. In diesem Licht kann nur ein wichtiger phönizischer Gott mit *Adon* gemeint sein.

Bezeichnend, wenn auch aus Platzgründen hier nicht in allen Einzelheiten darzulegen, ist der Bericht des Damaskios (*Vita Isidori* 302), der, obwohl er erst spät eindeutig altsemitisches Sagenut rezipierte, über Äskulap von Beirut schreibt: Ein junger, gut aussehender Knabe, ein Jäger, der zum Liebling der *Astronoë* (d.i. Astarte bzw. Aphrodite) wurde; eines Tages auf der Pirsch merkte er, dass sie ihn verfolgte, und just bevor sie ihn einfing, entmannte er sich mit seinem Beil und erlag unmittelbar seinen Verletzungen. Die Göttin, ihren Verlust betrauernd, ließ ihn als Gott wieder zum Leben erwecken. Im Libanon wurde er als Heil- und Fruchtbarkeitsgott, der jedes Jahr von Neuem stirbt, um dann wiedergeboren zu werden, verehrt. Äskulap wurde, nicht nur von Damaskios, sondern durchweg im Altertum mit dem phönizischen

Gott Eschmun (ʿšmn), eigentlich die Stadtgottheit von Sidon, gleichgesetzt – mit beiden Varianten ist als Symbol verbunden – wie bis heute dem ärztlichen und pharmazeutischen Stand – der von einer Schlange umwundene Stab, der sog. „Äskulapstab“ □. Auffallenderweise wird in der phönizischen Epigraphie Eschmun häufig als *Adon* angedeutet. Nicht nur die Titulatur und die biographischen Übereinkünfte, sondern auch Eschmuns Rolle als Heilgott, wohl in seiner Apotheose begründet, und seine zentrale Bedeutung für den phönizischen Kult machen diese Gleichsetzung wahrscheinlich. Zugegebenermaßen ist die Gleichsetzung von Eschmun mit Äskulap besser belegt als die von Adonis mit Eschmun, auch der mangelhaften Quellenlage zur phönizischen Religion wegen. Jedoch gibt es zusätzliche Unterstützung für die zweite Gleichung aus griechisch-römischen Texten um den Kult des besser bezeugten Äskulap, der mancherorts ein ziemlich semitisches Substrat aufweist. Im kaiserzeitlichen Asklepieion zu Pergamon wurde der Gott nicht ganz unerwartet inschriftlich als σωτήρ-„Retter“ angedeutet, aber zudem ganz ungrüchisch als κύριος-„Herr“ apostrophiert. Dies kann kein Zufall sein, da auch z. B. im Äskulap-Heiligtum vom nordafrikanischen Thurburbo Maius des zweiten Jh. n. Chr., auf den Ruinen eines inschriftlich belegbaren punischen Astarte-Tempels, dieser Gott ganz unrömisch mit *dominus* angesprochen wurde. In diesen auffälligen, im klassischen Altertum ganz ungewöhnlichen göttlichen Anreden, die sonst nur der Septuaginta, dem Frühjudentum und Christentum – aus den oben angeführten Gründen – vorbehalten sind, blieb wohl eine Tradition um den Eschmun als „der Herr“, „der *Adon*“, erhalten. Auffallend an diesen beiden Heiligtümern ist die Bedeutung von drei Tagen, worauf aber hier nicht näher eingegangen werden kann.

Wenn die Identifikation Eschmuns als *Adon* (κύριος-*dominus*) aus phönizischer Sicht eindeutig ist, bleibt wiederum die Frage der Präzisierung seiner Gestalt. Von einigen sparsamen phönizischen Belegen abgesehen, taucht er eigentlich ganz plötzlich in neuassyrischen Verträgen des 8. Jhs. v. Chr. auf, was vielleicht die Vermutung nahelegen könnte, es handele sich um eine neue Gottheit. Die Richtigkeit dieser Feststellung hängt jedoch von der Etymologie seines Namens ab. Damaskios a. a. O.

scheint zwei zu geben: Eine von  $\psi\kappa\text{-}'\bar{e}\bar{s}$  „Feuer“ (d. h. die Wärme, wodurch er zum Gott wiederbelebt werden konnte), bzw.  $\eta\eta\mu\psi\text{-}'\bar{s}m\bar{o}n\bar{a}^h$  „acht“ (weil er das achte Kind des Sadykos [„der Zaddik“] gewesen sein sollte; vgl. 1Sam. 16,10f.). Beide kommen etwas forciert rüber, als gangbare griechische Populäretymologien. M. E. wäre plausibler, ohne hier der Sache gerecht werden zu können, eine Ableitung von der semitischen Wurzel  $\sqrt{\text{š-m-n}}$ , vgl. z. B. hebr.  $\eta\eta\psi\text{-}'\bar{s}e\bar{m}e\bar{n}$  „Öl“. Morpho-phonologisch wäre die Form dann ein Participium passivum, also wohl das phönizische Pendant zum hebräischen Terminus  $\eta\eta\psi\eta\text{-}m\bar{a}\bar{s}\bar{i}\bar{r}^a\bar{h}$ , d. h. „der (mit Öl) Gesalbte“, was dann sehr gut bei einem antiken Heilgott passte, zugleich auch zur griechischen Abkunft von der Myrrhe. In diesen Fällen handelte es sich dann wiederum nicht um einen Rufnamen, das Wort ist vielmehr wiederum als ein Epitheton zu verstehen. Welcher semitische Gott sich dahinter tatsächlich verbergen könnte, sei momentan offen gelassen. Erwähnenswert an dieser Stelle ist Eschmun in der ägyptischen Überlieferung: Hier gilt er als eines der Kinder des Seth mit der Astarte, die dann nach ihrem Kreißen scheinbar Jungfrau blieb, quasi *Theotokos Aei-parthenos*; unklar ist, ob dies semitischen Ursprungs ist oder aber als Teil der *interpretatio Aegyptiaca* verstanden werden muss.

Die Auferstehung des „Geliebten Sohnes“ nach schmachbeladenem Tod bzw. dessen endgültige Überwindung und Apotheose zum Gesalbten, Herrn und Heiland stünde somit in einer langen Tradition. Von diesem Hintergrund aus gesehen wird die neutestamentliche Umdeutung des Menschen Jesus durchschaubarer und womöglich selbst relevanter. In diesem Licht werden auch andere Fragen wie die scheinbare Asexualität Jesu verständlich. Ob dann Maria aus Magdala, Maria, die Mutter des Jakobus, und Salome, die wohlriechende Öle kauften, um damit zum Grab zu gehen und Jesus zu salben (Mk 16,1f.) und unerwartet vor einem leeren Grabe standen, als Teilnehmerinnen einer *Adonia* verstanden werden müssen? ... „Das ist des Frühlings traurige Lust! / Die blühenden Mädchen, die wilde Schar, / Sie stürmen dahin, mit flatterndem Haar / Und Jammergeheul und entblößter Brust: - Adonis! Adonis!“ In Spe Resurrectionis ad vitam aeternam esse vivendum.

\*\*\*



Johannes Schmitt

## Religion und Gewalt: „Schwertmission“

*In einem Gastbeitrag vom 7. Oktober 2014 hat der ehemalige evangelische Bischof Wolfgang Huber in der FAZ auf den bis heute in den beiden christlichen Kirchen kaum sehr tief diskutierten strukturellen Zusammenhang von „Religion und Gewalt“ hingewiesen, den die Medien allenfalls mit dem Terror des „Islamischen Staates“ in Syrien, dem Irak und neuerdings in Libyen in Verbindung gebracht haben. „Zu christlicher Selbstgerechtigkeit“ indes – so Bischof Huber – bestehe kein Anlass: „Der Dualismus von Gut und Böse, Innen und Außen, Gerechtem und Sünder wurde immer herangezogen, um eine Logik des Ausschlusses und der Abgrenzung zu etablieren“ – man müsste ergänzen auch der „Gewalt“. Bischof Huber weist dabei historisch auf den „Umgang mit Heiden und Häretikern“, den Streit der „Konfessionen“, auch die „Konflikte zwischen Nationen“ hin, die im Namen der Religion geführt worden seien – in Europa vom Frühmittelalter bis fast in die Gegenwart. Dabei beruft er sich pauschal auch auf die in gewisser Weise provozierenden Thesen des Münchener Theologen Friedrich Wilhelm Graf, der die „Gewalt mit dem Kern der Religion“ gleichgesetzt und „den Ursprung von Gewaltbereitschaft und aggressiver Enthemmung im Zentrum religiösen Glaubens lokalisiert“ habe. Bischof Huber ruft schließlich den Ägyptologen Jan Assmann zum Zeugen auf. Dieser habe die monotheistischen Religionen: Judentum, Christentum und Islam „für die Verbindung von Religion und Gewalt haftbar gemacht“ und in der Religion die „Ursache“ für die „Legitimierung von Gewalt“ indiziert.*

*Diesen von Bischof Huber historisch und systematisch weit gespannten Horizont des Zusammenhangs von „Religion und Gewalt“ möchte die Zeitschrift IMPRIMATUR künftig, nach und nach, aber eher unsystematisch durch unterschiedliche Beiträge, Rezensionen vor allem, mit Inhalt füllen, beginnend mit der Vorstellung des schmalen, aber gewichtigen Sammelbandes:*

*Hermann Kamp/Martin Kroker, Schwertmission. Gewalt und Christianisierung im Mittelalter, Paderborn u. a. (Schöningh Verlag) 2013.*

Vom Juli bis September 2013 wurde in Paderborn die Ausstellung: „Christianisierung Europas im Mittelalter“ gezeigt und aus den sie begleitenden Vorträgen haben Hermann Kamp und Martin Kroker den anzuzeigenden Sammelband: Schwertmission. Gewalt und Christianisierung im Mittelalter zusammengestellt und veröffentlicht. In ihm ziehen sie einen weiten Bogen vom Frühmittelalter bis fast zur Frühen Neuzeit: Ausführlich – und darauf soll besonders, weil für das Mittelalter paradigmatisch, vorbildhaft und beispielgebend, eingegangen werden – wird die „Unterwerfung der Sachsen durch Karl den Großen“ (M. Becher), die „Christianisierung der Slawen“ zwischen Elbe und Oder in der Ottonen- und Salierzeit (M. Hardt) und die Polens (F. Biermann) dargestellt. Ein eigenes Kapitel ist selbstverständlich der „Eroberung, Gewalt und Mission im Rahmen der frühen Kreuzzüge“ gewidmet, an das sich die Vorstellung des „Wendenkreuzzugs“ (H. Kamp) anschließt. Das Vordringen der Dänen (K. V. Jensen) und des Deutschen Ordens im Ostseeraum (Kumanen und Prußen) (J. Sarnowwsky) und dessen Konflikt mit Polen-Litauen (K. Bourée) schließen den Band ab.

Die Autoren – so die Herausgeber in der Einleitung – können, in unterschiedlichen Nuancen differenziert, den grundlegenden Zusammenhang von „Religion und Gewalt“ verifizieren und bieten zugleich einen „Überblick über wichtige Stationen der Christianisierung Europas“ (S. 10), bei der „Gewalt unmittelbar zu Missionszwecken ausgeübt wurde“ (S. 11). Mission und Eroberung gingen gewissermaßen seit dem karolingischen Vorbild der Sachsenmission Hand in Hand, Mission diene so als „Form der Herrschaftsstabilisierung“ (S. 13), im Falle der Christianisierung Polens sogar als herrschaftsbildend, da diese dort „von oben nach unten“ erfolgte (S. 15). Die Aktivitäten des Deutschen Ordens östlich der Oder ist indes als „Paradebeispiel für eine Schwertmission“ anzusehen (S. 14). Meistens wurde die Gewaltanwendung – mitunter verschleiern – „defensiv“ begründet, als „Vergeltung für zuvor erlittenes Unrecht, als Reaktion auf die Gewalt-

taten der Heiden und so als Vergeltungsmaßnahmen legitimiert“ (S. 16). Der „Aufstieg des Reformpapsttums“ veränderte aber das „Verhältnis der Kirche zur Gewalt“. Diese war nun auch zur Durchsetzung kirchlicher Interessen und der wahren Lehre gerechtfertigt. Bernhard von Clairvaux verdichtete in der Folge sogar die Ziele des „aggressiv-gewalttätigen Missionskrieg(es) gegen die Wenden, den so genannten „Wendenkreuzzug“, auf die „Formel ‚Tod oder Taufe‘“. Einige zeitgenössische Autoren und spätere Chronisten konnten das „Blutvergießen positiv bewerten und nicht als Widerspruch zum christlichen Selbstverständnis“ sehen.

Die „Eroberung und Missionierung“ Sachsens – dazu der Beitrag von M. Becher im Sammelband – soll näher vorgestellt werden, da „dieser immer intensiver und brutaler werdende Krieg zur ersten gewaltsamen Missionierung eines ganzen Volkes in der Geschichte der Christenheit geführt hat“ und so gleichsam Vorbildfunktion erlangt hat (S. 52). Dieser Krieg dauerte über 30 Jahre (772-804) und stand dem des 17. Jahrhunderts – auch aus religiösen Gründen geführt – in nichts an Verheerungen, Exzessen, Brutalität ... nach. Einhard, der Biograph Karls berichtete – wenn auch gewissermaßen ex post – zur Wende des Jahres 774/775, Karl habe beschlossen, „das treulose und wortbrüchige Volk der Sachsen mit Krieg zu überziehen, bis sie entweder besiegt und zum Christentum bekehrt oder ganz ausgerottet wären“ (S. 32). Wäre es dazu gekommen, wäre dies ein „Genozit“ im Namen des Christentums gewesen! Zunächst schien sich Karl in der Tradition Karl Martells und seines Vaters Pippin zu bewegen als er 772 in einer militärischen „Expedition“ nach Sachsen zog, die Irminsul, das „zentrale Heiligtum der Sachsen“ (S. 32) gezielt zerstörte und reiche Beute von dort an seine Gefolgsleute verteilen konnte. Damit, aber provozierte er, mag sein sogar einkalkuliert, zugleich die sächsische Gegenreaktion: Einfall der Sachsen in Hessen, Zerstörung von Kirchen, während Karl sich in Italien aufhielt und das Bündnis mit dem Papsttum erneuerte. Ab 775 erfolgte im militärischen Gegenzug der Franken als Revanche die „Eroberung“ und Unterwerfung weiter Teile Sachsens, dann erneut sächsischer „Abfall“ und Vergeltungsmaßnahmen, nun die Missionierung

durch Zwangstaufen und Aufbau einer kirchlichen Organisation...

Auf eine „verheerende Niederlage“ reagierte Karl – der Krieg eskalierte zusehends – ein fränkisches Heer war vernichtend geschlagen worden – mit dem „Blutbad von Verden“ (an der Aller), durch das 4500 Sachsen hingerichtet worden seien – für die Nationalsozialisten galt er daher als „Sachsenschlächter“.

„Erstmals griff Karl auch zu einer anderen nur im Vergleich weniger drastischen Maßnahme: Teile der sächsischen Bevölkerung wurden ins Frankenreich deportiert“ (S. 44).

Im Jahre 782 wurde für die unterworfenen Sachsen ein Gesetz erlassen, die „Capitulatio de partibus Saxoniae“, das in den meisten Fällen strafwürdiger Religionsvergehen die Todesstrafe vorsah und damit deutlich einen „Eroberer“ erkennen lässt, „der seine Religion den Besiegten aufzwingen will“ (S. 45). In der Folge wurde auch der Zehnte, eine generelle Abgabe, auch des Adels, zugunsten der Kirche eingeführt. Dagegen kam es erneut zu anhaltendem Widerstand, der nur allmählich nachließ.

Weihnachten 785 ließ sich Herzog Widukind, der Anführer des sächsischen Widerstandes, taufen, ein Signal gewissermaßen für die Wende des Sachsenkrieges, der allerdings erst im Jahr 804, also nach der Kaiserkrönung Karls, „nach mehr als dreißig Jahren blutiger Kämpfe“ beendet war (S. 51).

Dass Eroberung und gewaltsame Christianisierung der Sachsen sozusagen zwei Seiten derselben Medaille darstellten, wurde kirchlicherseits kaum kritisch hinterfragt, sondern erhielt Zustimmung bei den karolingischen Eliten, den fast ausschließlich aus dem Adel rekrutierten weltlichen und geistlichen Amtsträgern. „Kritische Stimmen gab es nur wenige“ (S. 48), allerdings eine prominente in der Person des Angelsachsen Alcuin, über lange Jahre enger und bestimmender „Consiliarius“ (Berater) Karls. Er berief sich in seiner Kritik an der „Schwertmission“, der Mission mit „eiserer Zunge“, auf den Kirchenvater Augustinus, nach dessen Auffassung „der Glaube (...) eine Angelegenheit des freien Willens und nicht des Zwanges“ sei (S. 48).

Deshalb mag es als Paradox erscheinen, dass der „Kritiker“ Alcuin auch die Legitimationsgrundlage für die Zwangsmissionierung der Sachsen lieferte, die M. Becher nur

an zwei Stellen seines Aufsatzes zu knapp anklingen lässt (S. 41 u. S. 51): nämlich die Verchristlichung des Königsethos, das sich erst zur Zeit Karls des Großen im Frankenreich durchsetzte und das Karl an das Mittelalter und die Neuzeit tradierte.

Karls Königtum und Kaisertum, seine Stellung und sein Selbstverständnis als Herrscher, waren zutiefst religiös geprägt.<sup>1</sup> Im Rückgriff auf die Bibel, insbesondere das Alte Testament und hier die Königszeit, auf Augustinus und vermittelt durch seinen Berater Alcuin gewann Karl eine bis dahin nicht gekannte und, was wichtiger erscheint, auch praktizierte Vorstellung von Herrschaft: Als „Neuer David“ wollte er „rector“ und „doctor“, Lenker und Lehrer des Gottesvolkes sein, für „Pax“ und „Concordia“ der Untertanen und für „Iustitia“ in seinem Reich sorgen. In einer Fülle von Kapitularien, also Verordnungen und Gesetzen, versuchte er dieses Programm umzusetzen und die Gesellschaft zu reformieren. Allem voran ist hier die große, so genannte „Admonitio generalis“ – wiederum von Alcuin inspiriert – zu nennen, ein Bildungs- und Staatsprogramm sui generis von 789, „eine Art Grundgesetz des karolingischen Frankenreiches“, wie Johannes Fried es jüngst bezeichnet hat (Fried 312). Das in zahlreichen Exemplaren überlieferte Dokument bezeugt schon in der Form der Titulatur die spezifische Funktion des fränkischen Königs: Karl versteht sich zugleich als „rex“ und „rector“ des „regnum Francorum“ und „defensor“ und „adiutor“ der Kirche, auch die Mission der Heiden ist Aufgabe des Herrschers. Ein Rückgriff auf das alttestamentarische Vorbild des Königs Josias sollte den Eingriff des Königs in kirchliche Angelegenheiten legitimieren und war als Argument gegen die gedacht, die das Ansinnen des Königs als anmaßend ansahen.

Auch die Antwort Karls des Großen auf die Wahlanzeige des neuen Papstes, Leo III., vom Jahre 796, als deren Verfasser Alcuin ausgewiesen ist, belegt dieses für das Frühmittelalter neue Herrscherethos: In diesem Schreiben bekräftigte der angehen-

de Kaiser gegenüber dem Papst das unverletzliche Bündnis der Treue und Liebe und stellte seine Pflicht als Defensor der Kirche heraus. Für sich beanspruchte er die Aufgabe, die Kirche nach außen – „foris“ – gegen die Heiden – damit war wohl auch, vielleicht sogar in erster Linie die „gewaltsame“ Sachsenmission gemeint – mit Waffengewalt zu verteidigen und im Inneren – „intus“ – zur Festigung des rechtmäßigen Glaubens beizutragen, auch durch Anwendung von Gewalt gegen Häretiker. Die Rolle, die der fränkische König dabei dem Papst zuwies, symbolisierte ein aus dem Alten Testament übernommenes Bild: Dem Papst sei vorbehalten, wie Moses mit erhobenen Händen für den Erfolg der Waffen zu beten, damit das christliche Volk schließlich den Sieg erringe.

Dieses Programm eines „politischen Augustinismus“, wie man es bezeichnet hat, zielte auf nichts weniger als auf eine Fundamentaltalchristianisierung einer in vielen Bereichen und Regionen noch halbarchaisch-paganen Gesellschaft.

So wurde auch in Bezug auf den Zusammenhang von „Gewalt und Religion“, auch von „Gewalt und Missionierung“, die karolingische Zeit, dabei spezifisch Karl der Große, zur Leitepoche bzw. Leitfigur des Abendlandes, bis Aufklärung und Französische Revolution die Legitimierung der Monarchie durch Gott selbst – Gratia Dei – theoretisch und „gewaltsam“-praktisch beendet.

\*\*\*

Horst Hohmann

## Familien-Synode – Steine statt Brot?

Es hat gestandene Handwerker seit eh und je irritiert, wenn Leute den „Experten“ herauskehren und meinen, den wahren Fachleuten sagen zu dürfen, wie das Brot gebacken, wie ein Kleinkind gewickelt und wie der Nagel in die Wand geschlagen wird. Auch ich möchte gleich zu Beginn dieses Artikel klipp und klar sagen, dass ich es für den Gipfel der Anmaßung halte, wenn

<sup>1</sup> S. dazu ausführlich: Johannes Schmitt, Untersuchungen zu den Liberi Homines der Karolingerzeit, Frankfurt am Main/Bern 1977, S. 194 ff. u. Johannes Schmitt, Neue „Karlsbilder“, in: Imprimatur, Heft 1/2014 mit Hinweisen auf die neuen Biografien Karls des Großen von Johannes Fried und Stefan Weinfurter.

ausgerechnet zölibatäre Menschen, die „um des Himmelreiches willen“ auf Ehe, Sex und Familie verzichten, daherkommen und uns vorschreiben, wo's in der Ehe, wo's beim Sex und wo's in der Familie lang geht. Ist es nicht erschreckend und doch auch wieder irgendwo sehr bezeichnend, dass kaum einer der Zölibatsträger wegen der ungebührlichen „Einmischung in unser Privatleben“ von Selbstzweifel geplagt wird oder etwa in Erwägung zieht, „um des Himmelreiches willen“ auch mal zu schweigen?!

Warum eigentlich wäre es so abwegig, das Mikrofon beispielsweise an meine alten Freunde Gretel und Stefan Schiebenes weiterzugeben, die nach über 50 harten, aber ebenso glücklichen Ehejahren beim Thema ja nun wirklich aus dem Vollen schöpfen könnten?!

Statt salbungsvoll über die „Keuschheit in der Ehe“ zu reden oder darüber, wie sie in ihrer Ehe die „Ehe zwischen Christus und seiner Kirche“ verwirklicht sehen, würden sie mit großer Sicherheit hervorheben, wie sie immer bemüht waren, feinfühlig und respektvoll miteinander umzugehen und durch die Liebe, die sie in den kleinen Dingen des Alltags füreinander empfinden, die Menschen um sich herum etwas von der geheimnisvollen Gegenwart Gottes in unserem Leben ahnen lassen! (wo die Liebe ist, da ist Gott!).

Gerade weil uns in der Kirche während der vergangenen 40 Jahre kaum noch jemand nach unserer Meinung fragte und wir uns längst daran gewöhnt hatten, von Papst und Bischöfen vor vollendete Tatsachen gestellt zu werden, hat mich die von Jorge Mario Bergoglio befohlene Umfrage unter uns einfachen Katholiken zum Thema Ehe, Sex und Familie fast „von den Beinen geholt“ – so überrascht war ich. Ja, und je mehr ich über den sensationellen Vorgang nachdenke, umso mehr wird mir bewusst, dass der Argentinier eine Lawine losgetreten hat.

Vier grundsätzliche Einwände werden nach meiner Ansicht von Papst Franziskus durch seine Umfragen-Anordnung thematisiert.

Erstens: Ist die bisherige Synoden-Praxis, bei der eine ernsthafte und kontrovers geführte Diskussion unerwünscht war, und bei der die sogenannten Schlussdokumente häufig schon gedruckt waren bevor die erste Synoden-Sitzung begonnen hatte, letzt-

lich nicht eine einzige große Augenwecherei?

Zweitens: Wenn es um das Wohl und Wehe von Menschen geht, können es da Bischöfe mit ihrem Gewissen vereinbaren, dass sie zu beratenden Synoden-Versammlungen reisen, ohne sich vorher ausführlich über die realen Sorgen und Hoffnungen. Ängste und Erwartungen der Christen an der kirchlichen Basis zuhause informiert zu haben, d.h. ohne genau zu wissen, wo die Leute der Schuh drückt, und mit welchen therapeutischen Maßnahmen ihnen evtl. geholfen werden könnte?

Drittens: Müssen Reformdebatten oder generell Bestandsaufnahmen der propagierten Ziele und Inhalte kirchlicher Lehramts- und Seelsorge-Praxis nicht immer und überall mit Selbstkritik in der römischen Kurie, in den Ordinariaten sowie in allen anderen wichtigen kirchlichen Einrichtungen beginnen, bevor man arrogant und anklagend übers einfache Kirchenvolk herfällt?

Viertens: Dürfen wir Diskussionen um dringende erforderliche Maßnahmen in der Seelsorge ganz allgemein und konkret in der Ehe- und Familienpastoral bei der bevorstehenden Synode abwürgen, nur um zu verhindern, dass angeblich „unveräußerliches Lehrgut“ hinterfragt wird?

Man muss offensichtlich schon ein leidenschaftlicher Seelsorger sein wie Jorge Mario Bergoglio – einer, der oft mit den Weinen geweint hat und für den das Glück der Menschen immer Vorrang hat, um diese ganze erlauchte Schar der Synodenteilnehmer unverblümt vor der Versuchung zu warnen, uns Familienmenschen und vor allem diejenigen unter uns, die sich gegenwärtig „in besonders schwerer See“ befinden, mit ein paar wohlklingenden Sätzen aus dem Weltkatechismus abzuspeisen! „Die Leute erwarten unsere Solidarität“, hat er seinen Zuhörern auf der außerordentlichen Familien-Synode vor einigen Wochen gesagt. „Wir können ihnen unmöglich Steine reichen statt Brot!“

Im Frühjahr 2014 rauschte es im deutschen „Blätterwald“ ja mal wieder ganz gewaltig, als der deutsche Kurien-Kardinal Walter Kaspar im speziellen Auftrag von Jorge Mario Bergoglio vor den in Rom versammelten Kardinälen eine viel beachtete Rede zur Familien-Problematik hielt und u.a. für einen „barmherzigen“ Umgang mit den (bislang vom Kommunionempfang

ausgeschlossenen) Geschiedenen und Wiederverheirateten in unserer Kirche warb. Pikanterweise verwies Kaspar in dieser Rede auf ein „theologisches Schlupfloch“, das der Kollege Joseph Aloisius Ratzinger 1972 (!) hinterlassen hatte, als er – ohne die Unauflöslichkeit der Ehe in Frage zu stellen – erklärte, dass es moralisch vertretbar und rechtens ist

(vor allem wenn die zweite Ehe längst zu einer „sittlichen Größe“ geworden sei), den Geschiedenen und Wiederverheirateten die Kommunion zu reichen!

Ich habe natürlich den Text von damals aufmerksam gelesen, hab‘ zwischendurch geschmunzelt und mir gedacht, dass Theologen bisweilen halt doch ganz schöne „gscherte Hunde“ sind und dass sie dir, wenn’s darauf ankommt, auch beweisen, dass Jesus seinerzeit beim TUS Nazareth Handball gespielt hat!

Viele werden mir wahrscheinlich erst mal nicht glauben, aber es ist wahr: Ratzinger hat den Text von 1972 (ob verärgert oder schadenfroh, das entzieht sich meiner Kenntnis!) kurzfristig umgeschrieben und uns damit den kaum fassbaren Nachweis geliefert, dass man mit denselben Argumenten ein „Fenster“ aufmachen und schließen kann.

Klar, dass es Ratzinger vor kurzem in einem Interview für das Sonntagsblatt der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* als „Unsinn“ zurückwies, er habe in die Synoden-Debatte eingreifen wollen. Ich glaube es ihm nicht. Denn es wäre nicht das erste Mal, dass Kardinal Ratzinger (das ist er jetzt doch wieder!) gelogen hat.

„Den Gefallen tue ich euch natürlich!“ wird Ratzinger dem Müller und seinen ganzen restlichen Spezln gesagt haben, die dann auch prompt über kath.net und andere Kanäle verkünden ließen, dass man ja jetzt im Oktober 2015 an dieser „korrigierten“ Position des ehemaligen Papstes zur Kommunion von Geschiedenen und Wiederverheirateten nicht vorbeikomme.

Wir alle ahnen natürlich, dass das im Herbst unter diesen Umständen für Papst Franziskus kein „Spaziergang durch die lieblichen Pinien-Haine in den vatikanischen Gärten“ werden wird. Die Verteidiger der „reinen Lehre“ haben bereits vielerorts ihre „apologetischen Waffen“ in Anschlag gebracht und warnen sogar vor der Gefahr einer Spaltung in unserer römisch-katholischen Kirche, falls nicht schon sehr

bald die „Unauflöslichkeit der Ehe“, die „Kommunion für Geschiedene und Wiederverheiratete“, die „Lebensgemeinschaft von Homosexuellen“ und die Enzyklika „*Humanae Vitae*“ von Papst Paul VI. zu Tabu-Themen erklärt und von der Agenda der Familien-Synode 2015 gestrichen würden. In einem Interview mit der Würzburger *Tagespost* klagte Kardinal Walter Brandmüller: „Werden diese Bastionen geschleift, dann ist die Bresche geschlagen, um über die Abschaffung des Zölibats und über die Priesterweihe der Frauen das sakramental-hierarchische Gefüge der Kirche zum Einsturz zu bringen!“

Eine Familien-Synode, die diesen Namen verdient und die zumindest ansatzweise den hohen Erwartungen entsprechen soll, die der argentinische Papst und auch wir in sie setzen, kommt nach meinem Dafürhalten um einige selbstkritische Geständnisse nicht herum.

Zusammen mit vielen meiner Freunde erinnere ich mich wie heute an die Vorgeschichte, an die näheren Umstände der Veröffentlichung und an die nie zuvor erlebte Sprachlosigkeit des Kirchenvolkes beim Erscheinen der Enzyklika „*Humanae Vitae*“ von Paul VI. Es war im Sommer 1968, und wir alle empfanden das Schreiben aus Rom als einen Keulenschlag. Denn schon nach der ersten Lektüre stand fest, dass sich der Montini-Papst über alle ihm zuvor unterbreiteten Empfehlungen und Ratschläge medizinischer Experten, hochkarätiger Laien-Gremien und Bischofs-Kommissionen hinweg gesetzt hatte. Er erklärte stattdessen nun jede „künstliche“ Geburtenkontrolle als Verbrechen und jeden Geschlechtsakt, der nicht der Zeugung neuen Lebens dient, als schwere Sünde. Millionen und Abermillionen von katholischen Eheleuten wurden fürs erste in eine unbeschreibliche Gewissensnot gestürzt. Als dann aber immer mehr Katholiken den von deutschen Bischöfen veröffentlichten Kommentar beherzigten und in Sachen verantwortlicher Elternschaft und Geburtenkontrolle ihrem eigenen Gewissen folgten (mindestens 90 Prozent aller katholischen Eheleute tun das inzwischen!), wurde uns erst so richtig bewusst, wie man uns Familienmenschen auf unserem „ureigensten Terrain“ in Geiselnhaft genommen hatte und auf unseren „Hinterhöfen“ einen ideologischen „Stellvertreterkrieg“ austrug, der oft nur dem perfiden Ziel diente,

schnell zwischen guten und schlechten Katholiken unterscheiden zu können.

Ist es eigentlich nachvollziehbar, dass wir nie Anzeige wegen Volksverhetzung erstatteten, als uns Kardinäle wie Joachim Meisner oder der Italiener Carlo Caffarra mit Mördern in eine Ecke stellten?!

Noch heute, nach sovielen Jahren, werde ich den Verdacht nicht los, dass die kurialen „Verlierer“ des 2. Vatikanischen Konzils den liebenswerten Paul VI. vor ihren Karren spannten (wie vielleicht auch jetzt wieder mit seiner Seligsprechung?!), um den „Hausfrieden“ in der Kirche gründlich zu stören und den nachkonziliaren Optimismus bei der Mehrheit des Kirchenvolkes im Keim zu ersticken.

Wird sich im Oktober irgendein Teilnehmer der Synode bei uns Familienmenschen und Eheleuten offen dafür entschuldigen, dass man uns kirchlicherseits praktisch ins Gesicht gespuckt, uns verachtet, beleidigt und verleumdet hat?

Es sollte sodann bei so einer Synode nicht unerwähnt bleiben, dass das ganze Prozedere um die Veröffentlichung der Enzyklika „*Humanae Vitae*“ eines der übelsten „Gegenzeugnisse“ für den von Jesus Christus geforderten „Familiengeist“ war?! Würden wir mit den intimen Gefühlen sowie den persönlichen Überzeugungen unserer Frauen und Kinder genauso umspringen wie die Kirche im Falle von „*Humanae Vitae*“ es mit unseren Gewissen und mit dem beim 2. Vatikanischen Konzil so oft beschworenen „Glaubenssinn“ des Kirchenvolkes getan hat, bräuchten wir uns nicht zu wundern, wenn unsere Familien gleich reihenweise wegen „unüberbrückbarer Gegensätze“ in sich zusammenbrächen!

Wir sollten in diesem Zusammenhang sodann noch unbedingt die „Kirchenvolksbewegung“ ansprechen, deren Mitglieder mehrheitlich Familienväter und Familienmütter sind und die neben ihren vielen häuslichen Pflichten engagiert und mit großer Freude ihren bescheidenen Beitrag zur „missionarischen Erneuerung“ unserer Kirche leisten möchten! Wird im Oktober einer der Synoden-Teilnehmer den Mut finden und sich bei den Ehepaaren und deren Kindern dafür entschuldigen, dass man sie wegen ihrer stets höflich, aber dennoch sehr bestimmt vorgetragenen Reformvorschläge wie Kakerlaken behandelt, in unzähligen kirchlichen Versammlungsräumen mit „Hausverbot“ belegt und immer

wieder als „Kirchenfeinde“ abgestempelt hat?

Wäre die Abbitte nicht ein wichtiges Signal der Versöhnung gegenüber den so häufig als „verlorene Töchter und Söhne der Großfamilie Kirche“ apostrophierten Mitchristen, die so langsam nun doch ein kleines „Freudenmahl“ verdient hätten?

Weil ich von kleinauf gelernt habe, dass zu jeder „gültigen Messe auch ein anständiges Sündenbekenntnis gehört“, soll mir darum hier niemand böse sein, wenn ich die Synoden-Teilnehmer zwischendurch in den „Beichtstuhl“ reinwinke!

Ich habe natürlich den Schlussbericht der außerordentlichen Familien-Synode 2014, die sogenannte „*Relatio*“, sehr genau studiert und dabei eine höchst beunruhigende Feststellung machen müssen: es wird dort Seite um Seite fast ausschließlich der Frage nachgegangen, wie man uns Katholiken wieder zu einem besseren Verständnis der „unumstößlichen“ Lehre der Kirche über die Ehe, den Sex und die Familie bringen und wie man homosexuell veranlagten Menschen klarmachen könne, warum die Kirche „Schwulen-Sex“ als „widernatürlich“ und folglich als „Sünde“ betrachten muss.

Während in der „*Relatio*“ ausgiebig vor einem „ausufernden Individualismus“, vor „Hedonismus“ und vor einer weitverbreiteten „geburtenfeindlichen Mentalität“ im Kirchenvolk gewarnt wird, muss man mit der Lupe nach Textpassagen suchen, wo die Synoden-Teilnehmer von ihrem Bedürfnis oder gar von ihrer „heiligen Pflicht“ sprechen, sich mit der Familien- und Eheproblematik rund um den Erdball besser vertraut zu machen, angemessene seelsorgerische Schritte ins Auge zu fassen und dann auch konkret zu benennen.

Doch viele der Synoden-Teilnehmer (und auch der Ortsbischöfe, die nur widerwillig oder überhaupt nicht auf die im Vorbereitungspapier für die Herbst-Versammlung 2015 aufgeführten Fragen antworteten) scheinen nicht sonderlich daran interessiert zu sein, „Wege der Bekehrung“ aufzulisten und dann auch selber beherzt zu gehen. Sie ziehen es vor, im „Unverbindlichen“ zu bleiben.

Steckt dahinter nicht auch die inzwischen wieder weitverbreitete Angst, „schlafende Hunde“ zu wecken und sich Ärger einzuhandeln? Musste nicht Gebhard Fürst, der Bischof von Rottenburg-Stuttgart, vor zwei

Jahren erst dem massiven Druck radikal-fundamentalistischer Kreise nachgeben und die wissenschaftliche Veranstaltung „Let´s talk about Sex“ in seinem Bistum absagen?!

Vorerst betrachte ich trotz der Warnungen aller notorischer „Bedenkenträger“ Papst Franziskus als meinen Verbündeten, weil er sich mehrfach höchstpersönlich für „freie Rede“ im Synoden-Umfeld und auf der Synode selbst verbürgt hat.

Ich erlaube mir, hier nun einige der nach meiner Auffassung besonders wichtigen Herausforderungen für die kirchliche Ehe- und Familienpastoral zu nennen und verpacke sie (vorschlagsweise!) in ein „Rahmenprogramm“ für die bevorstehende Synode, das von ungeahnter „Tiefenwirkung“ sein könnte.

Demzufolge könnte an zwei Tagen in der Woche (also während der 3 Synoden-Wochen insgesamt sechsmal) die morgendliche Sitzung mit einem rund 45 Minuten dauernden persönlichen „Report aus den Niederungen des Familienalltags“ beginnen.

Am 1. Tag erzählt (die real existierende) Regina Tavares (43), die mit ihren vier Kindern Freddy, Linda, Camilla und Mario in der Favela „Morro do Alemão“ oberhalb des Maracanã-Stadions von Rio de Janeiro wohnt, wie unerträglich die Einsamkeit war, als sie ihr Mann nach 15 Ehejahren fast wortlos wegen einer anderen Frau verließ, in die er sich verliebt hatte, und wie sie – auf ihren „Trümmern“ sitzend und nicht mehr ein noch aus wissend – wiederholt an Selbstmord dachte. Wie sie dann aber in einer kleinen Kleiderfabrik als Näherin zu arbeiten begann. Wie sie mehrmals ins Maschinengewehr-Kreuzfeuer rivalisierender Drogenhändler geriet, als sie morgens die Kinder zur Grundschule brachte. Wie sie sich immer wieder fragte, ob es inmitten dieser ganzen „täglichen Gewalt“ überhaupt eine Zukunft für ihre Kinder gibt. Und wie sie schließlich durch die freundschaftlichen Besuche anderer Mütter aus der Pfarrei *Nossa Senhora da Penha* wieder Mut gefasst und zu Kräften gekommen war und wie vor allem die Freizeitprogramme der armen katholischen Gemeinde für die heranwachsenden Kinder alleinerziehender Mütter auch von ihr als eine Entlastung im wahrsten Sinne des Wortes empfunden wurden – wenn sie wusste, dass Linda und Camilla in ihrer

Tanzgruppe für den nächsten öffentlichen Auftritt proben oder wenn Freddy und Mario mit ihrem jeweiligen Fußball-Team Trainingseinheiten absolvieren, statt von Banditen des Viertels für gefährliche Kurierdienste angeheuert zu werden (Seelsorgeeinheit „Ermütigen und entlasten“). Am 2. Tag schildern die in Essen lebenden bekennenden Homosexuellen Hans (37) und Charly (41) wie sie zueinander fanden, wie sie eine standesamtlich eingeschriebene Lebensgemeinschaft gründeten und vorletztes Jahr die beiden Waisenkinder und leiblichen Geschwister Carla und Dennis „adoptierten“. Hans und Charly werden in kurzen Video-Einblendungen ihre Adoptivkinder über ihre Papas berichten und außerdem erklären lassen, was sie an ihnen besonders schätzen. Die Aufnahme von Carla und Dennis ins Ministranten-Team der Dompfarrei wird natürlich nicht unerwähnt bleiben (Seelsorgeeinheit „Vorurteile abbauen“).

Am 3. Tag entführt Amanda Meneses (39) die Synoden-Teilnehmer nach Hongkong, wo die Philipina seit 11 Jahren den Haushalt von vier amerikanischen Ordenspriestern führt. Sie verdient überdurchschnittlich gut auf einem ansonsten sehr aggressiven südchinesischen Arbeitsmarkt. Ihr Mann und ihre drei Töchter wohnen in „Untermiete“ bei den Schwiegereltern auf Luzon – weit, weit weg, „so als ob sie eine unsichtbare Hand ins ferne Weltall geworfen hätte“. Armanda wird erzählen, welchen Stellenwert die Sonntags-Gottesdienste in der philippinischen „Gastarbeiter“-Gemeinde für sie haben und warum sie die Plauderstunden im Anschluss daran nicht missen möchte, bei denen Briefe an die Familie geschrieben und Kleiderpakete an die Verwandten zur Post gebracht werden, bevor sie spät abends wieder in die „Mühlen des Migrantentags“ zurückkehrt - aber dennoch zuversichtlich und gefasst - eine neue Arbeitswoche beginnt, um ihren eigenen und den Lebensunterhalt ihrer Familie zu sichern (Seelsorgeeinheit „Ein Zuhause fern der Heimat“).

Am 4. Tag berichtet meine Frau Margarete, die ihren Job in einem Notfall-Krankenhaus in Curitiba/Brasilien über alles liebt, von den vielen Momenten ihres Krankenpflegerinnen-Alltags, in denen einfühlsame „Trauerarbeit“ gefragt ist und die Familienangehörigen einer gerade verstorbenen Patientin zum Beispiel dankbar für jedes er-

mutigende und tröstende Wort sind. Ja, und so wie ich sie kenne, wird Margarete die Gelegenheit nutzen, vor dem Papst und den ganzen versammelten Bischöfen ihrem Herzen Luft zu machen, Sie wird von dem Freitag im April 2012 berichten als ihre Mutter Emilia 87-jährig starb. Wie Pfarrer Pedro, Nachbar der Verstorbenen in der Pfarrei *Nossa Senhora Aparecida*, in der Friedhofskapelle am offenen Sarg bewegende Worte sprach. Wie er an den Rauch erinnerte, der zweimal pro Woche aus dem kleinen Backhaus der Donna Emilia aufstieg, und wie er dann immer gewusst habe, dass es gleich auch für ihn wieder frisches, knuspriges Brot geben würde. Und wie Pfarrer Pedro zuletzt mit einem schmunzelnden Blick in die Runde gesagt hatte, dass ja leider viele von uns nicht mehr zu schätzen wüssten, wenn Familienmütter wie Emilia 63 Jahre lang in den kalten Wintermonaten Südbrasilens für eine warme Stube sorgen und das ganze Jahr hindurch für sieben Leute jeden Tag was zum Essen und zum Trinken auf den Tisch zaubern!

Und weil die Synoden-Teilnehmer ja viel Stoff zum Nachdenken erwarten, wird es sich Margarete nicht verkneifen, von der „Totenmesse“ zu erzählen, welche ihr jüngster Bruder Martinho mit seinen Freunden vom Neokatechumenat organisiert hatte. Wie vor Beginn der Messe ein riesiges Weißmetallkreuz sowie zwei ebenso riesige metallene Kerzenständer ans Fußende des offenen Sarges gestellt wurden. Wie man von der Verstorbenen nichts mehr gesehen hatte und wie dann auch während der Messe kein „Sterbenswörtchen“ über Donna Emilia fiel, weil ja das „Gedächtnis des Herrn“ nicht durch das „Gedächtnis einer simplen Hausfrau“ geschmälert werden durfte und weil sich die Verstorbene ja ohnehin vor vielen Jahren geweigert hatte, die neokatechumenale Bewegung als den „Idealfall von Familie“ anzuerkennen (Seelsorgeeinheit „Tröstet die Trauernden“).

Am 5. Tag werden bestimmt Leila Anwad und ihr Mann Said, ein syrisches Flüchtlings-Ehepaar aus einem Lager in Jordanien, für große Betroffenheit in der Synoden-Aula sorgen, wenn sie schildern, wie ihr Leben zu einem einzigen großen „Provisorium“ geworden ist, weil man vorerst überall vergeblich nach „stabilen Verhältnissen“ sucht. Wie der Bürgerkrieg Familien

in Stücke riss. Wie Kinder gegen ihre eigenen Väter kämpfen und man sich unentwegt fragt: Warum dieser Hass, warum diese sinnlose Gewalt? (Seelsorgeeinheit „Mit Flüchtlingen unterwegs“).

Am 6. Tag beschreibt das im oberbayerischen Feldkirchen lebende Ehepaar Brigitte und Martin Speer, wie bereichernd es für eine Familie sein kann, immer gastfreundlich zu sein und „Menschen in Not“ (wozu man wohl auch die 280000 Menschen rechnen muss, die bundesweit keine feste Bleibe haben!) vorübergehend bei sich aufzunehmen und sie im traditionellen wie auch im übertragenen Sinn Wärme spüren lassen (Seelsorgeeinheit „Erweiterte Familie“). Natürlich erfordert eine zufriedenstellende Antwort auf die fürs „Rahmenprogramm“ und für eine anschließende Debatte von mir genannten kommenden Herausforderungen der Ehe- und Familienpastoral (wenn wir denn nun wirklich nicht fortfahren wollen, uns mit windigen Lippenbekanntnissen in die Taschen zu lügen!) zuallererst ein größeres Kontingent von Seelsorgern, d.h. von Menschen, die auf Menschen zugehen, die bei Hausbesuchen diesen Menschen erlauben, ihr Herz auszuschnitten, und ihnen in Zeiten schwerer Prüfungen den Rücken stärken. Wir brauchen mit anderen Worten eine deutlich höhere Zahl bestens ausgebildeter Laienchristen, Priester und Ordensleute, die den anspruchsvollen Aufgaben in den seelsorgerischen Brennpunkten gewachsen sind und über die notwendige „emotionale Reife“ verfügen. Ich möchte außerdem klar und deutlich sagen, dass wir uns in den künftigen Seelsorge-Teams von der widersinnigen und nachweislich häretischen Vorstellung verabschieden müssen, als ob Laien den Klerikern nur „zuarbeiten“ könnten. Sind es denn in der Kirche und in der Welt nicht vor allem wir Laien, die die „Fäden zusammenhalten“?!

Sollte sich das Gros der Synoden-Teilnehmer zum Beispiel weigern, für eine schnellstmögliche Aufhebung des völlig inakzeptablen Verbots der Laienpredigt in der Eucharistiefeyer zu stimmen (als einen von mehreren notwendigen Schritten, damit wir Eheleute wieder eine angemessene Verkündigungs-Plattform erhalten!), müssten wir nicht nur an ihrer aufrichtigen Sorge um das Wohl der Menschen zweifeln. Wir müssten sie darüber hinaus auch eines unverzeihlichen Zynismus bezichti-



gen, der immer dann vorliegt, wenn Leute eiskalt über Menschen in Not hinwegsteigen, obwohl sie genau wissen, dass sie mit einigen geringfügigen Zugeständnissen Abhilfe schaffen und für ein neues Vertrauensverhältnis zwischen Hierarchie und Kirchenvolk sorgen könnten.

Hoffentlich begreifen die deutschen Bischöfe schon jetzt im Vorfeld der ordentlichen Synode 2015, dass die von ihnen verordnete Schließung Tausender von Pfarreien eine einzige feige Flucht aus der Verantwortung war. Wie sie mit einem ruhigen Gewissen an einer Familien-Synode teilnehmen können, wo's um eine größere und spürbare Nähe zu den Menschen geht, ist mir ein Rätsel. Aber, wer weiß, vielleicht machen sich unsere Herren Bischöfe zwischen-durch doch immer mal wieder darüber Gedanken, wie es dem Wanderprediger Jesus aus Nazareth zeitlich gelingt, sich mit Zöllnern und Sündern an einen Tisch zu setzen und den übergläcklichen Zachäus vom Baum runterzurufen und ihm zu sagen: Freund, heute abend werde ich bei dir zu Gast sein?!

Hat etwa Kardinal Walter Baumüller u.a. auch deshalb in der Würzburger *Tagespost* Alarm geschlagen oder schlagen wollen, weil die deutschen Bischöfe inzwischen drauf und dran sind, vor Jesus aus Nazareth und seinem römischen Stellvertreter „einzuknicken“ und sich mit einer spektakulären Kehrtwende auf den pastoralen Tugendpfad zurück zu begeben? Wäre das unter Umständen das zweite Wunder, das für die Heiligsprechung von Papst Paul VI. notwendig ist?

\*\*\*

## Grundzüge einer katholischen Ehelehre

---

*Die beiden emeritierten Professoren der Katholischen Theologie, Norbert Scholl – bis 1996 Professor für Katholische Theologie und Religionspädagogik an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg – und Hermann Häring, bis 2005 Professor für Systematik, dann für Wissenschaftstheorie und Theologie an der Universität Nijmegen*

*– haben an Gerhard Ludwig Kardinal Müller – bis 2012 Bischof von Regensburg, seitdem Präfekt der Kongregation für die Glaubenslehre, einen Brief geschrieben, in dem sie die Grundzüge einer katholischen Ehelehre darlegen. Diese wird auf der kommenden Bischofssynode diskutiert, bis jetzt leider nur unter pastoralen Gesichtspunkten. Diesen Brief haben sie auch an Papst Franziskus mit einem kurzen Begleitbrief weitergeleitet.*

Prof. Dr. Norbert Scholl  
D-69259 Wilhelmsfeld  
Angelhofweg 24 b

Prof. Dr. Hermann Häring  
D-72074 Tübingen  
Wächterstraße 61

14. November 2014

Eminenz, hochwürdigster Herr Kardinal!  
Wir erlauben uns, Ihnen diesen sehr ausführlichen Brief zu schreiben, weil wir beunruhigt sind durch verschiedene Pressemeldungen, in denen Worte von Ihnen kolportiert werden, die wir kaum für möglich halten können. So waren in kath.net folgende Worte von Ihnen zu lesen: „Es gibt viele Medien, aber nur einen Mediator (Mittler), nämlich Jesus Christus und sein Evangelium. Deshalb kann das Wort Gottes auf keine Weise ignoriert oder verfälscht werden. Es muss vollständig angenommen werden. Die Kirche kann nicht ändern, was Christus gelehrt hat, weder vor noch nach der Synode.“ Bezüglich der Ehe seien das in erster Linie die Worte „Was Gott verbunden hat, das darf der Mensch nicht trennen“ (<http://www.kath.net/news/48155>).

Wir gestatten uns, Ihnen dazu einiges vorzutragen, was Sie – lt. der uns bekannten Pressemeldungen - nicht erwähnen, was aber auch zum Evangelium gehört, zum Wort Gottes, zu dem, „was Christus gelehrt hat“ und was daher „auf keine Weise ignoriert oder verfälscht werden“ darf.

### Biblische Grundlagen: Ideal und Wirklichkeit

Das Wort Jesu zur Ehescheidung ist im Neuen Testament an verschiedenen Stellen und in verschiedenen Überlieferungsschichten anzutreffen (vgl. 1 Kor 7,10-15; Mk 10,9. 11-12; Lk 16, 18; Mt 5,32; 19,9). Allerdings steht es jeweils in einem verän-

derten Wortlaut – ein Zeichen dafür, dass bereits die Urkirche dieses Jesuswort dem Wechsel der gesellschaftlichen Situation immer wieder neu angepasst hat.

- Wahrscheinlich gibt Mk 10,9 ein genuines Wort Jesu wieder, das aus der „vorkonstantinischen katechetischen Sammlung“ stammt und das im Kern auch bei Paulus belegt ist: „Was Gott verbunden hat, das *soll* der Mensch nicht scheiden“ – nicht: „*darf*“, wie die Einheitsübersetzung den Satz wiedergibt. Auch Paulus schreibt so: „... die Frau *soll* sich vom Mann nicht scheiden“ – „der Mann *soll* die Frau nicht entlassen“ (1 Kor 7,10f.).
- Die vermutlich älteste Überlieferung für ein ausdrückliches Verbot der Ehescheidung findet sich in Lk 16,18: „Wer seine Frau aus der Ehe entlässt und eine andere heiratet, begeht Ehebruch; auch wer eine Frau heiratet, die von ihrem Mann aus der Ehe entlassen worden ist, begeht Ehebruch.“ Das jüdische Eherecht erlaubt die Scheidung in großzügiger Weise (vgl. Dtn 24,1). Dem Mann standen, zumindest vom Recht her, viele Möglichkeiten offen, die Ehe mit seiner Frau zu lösen. Beim Geschlechtsverkehr mit einer fremden Frau brach der Mann nicht seine eigene Ehe, wohl aber, wenn die fremde Frau verheiratet war, die Ehe ihres Mannes. Gerade hier wird deutlich, dass die Frau als Eigentum des Mannes angesehen wurde, der über sie fast wie über eine Sache verfügen konnte (vgl. Gen 29,16-21; Ex 20,17).

Aus diesem Grund formuliert Jesus sein Wort zur Ehescheidung ganz vom Mann her. Er hält den Männern vor Augen: Wer seine Frau entlässt, zwingt sie dazu, sich einen anderen Mann zu suchen, weil sie sonst wirtschaftlich nicht allein existieren kann. Jesus will die wahre Motivation der jüdischen Scheidungspraxis aufdecken und ruft den ursprünglichen, wahrhaft menschlichen Sinn der Verbindung zwischen Mann und Frau in Erinnerung. So sieht er die Ehe neu. Entgegen dem einseitigen Recht des Mannes, die Frau zu entlassen, bringt er die gleiche Würde und die Gleichberechtigung der Frau zur Geltung. Beide, Mann und Frau, sind zur gegenseitigen Treue gehalten und aneinander gebunden. Auf dem Hintergrund des jüdischen Scheidungsrechts ist also die Parteinah-

me für die Frau als zentraler Punkt der Kritik Jesu anzusehen. Das ist die eigentliche Provokation des Wortes. Jesus will die Zuhörer aufrütteln, aber er will kein Gesetz aufstellen. „Die rechtsatzähnliche Qualifizierung jeder Scheidung und jeder Heirat von geschiedenen als Ehebruch kann eine gefährliche Verallgemeinerung werden und läuft Gefahr, den konkreten Menschen zu übersehen“ (U. Luz, Das Evangelium nach Matthäus I/3, 102). Jesus sieht das Gesetz des Mose „als Ausdruck des lebensfördernden Liebeswillens Gottes... Für Jesus ist Gottes Gesetz eine Provokation menschlicher Freiheit, eine Herausforderung der Freiheit der Liebe.“ (R. Pesch, Freie Treue. Die Christen und die Ehescheidung, Freiburg 1971, 15). Das Jesuswort „ist nicht die Promulgation eines neuen Gesetzes, sondern ein eindringlicher Ruf zu freier Treue“ (Pesch, a.a.O., 16).

- Das Markusevangelium (10,11-12) fügt unmittelbar im Anschluss an das eher allgemein gehaltene Wort Jesu über das Verbot der Trennung das Ehescheidungsverbot für den Mann *und* für die Frau hinzu: „Zu Hause befragten ihn seine Jünger noch einmal ... Er antwortete ihnen: Wer seine Frau aus der Ehe entlässt *und eine andere heiratet*, begeht ihr gegenüber Ehebruch. Auch eine Frau begeht Ehebruch, wenn sie ihren Mann aus der Ehe entlässt und einen anderen heiratet.“ Hier wird eine neue Situation erkennbar: Der Übergang in die hellenistisch-heidenchristliche Umwelt. Denn bei den Juden konnte nur der Mann die Frau entlassen, bei den Griechen aber auch die Frau den Mann.
- Das Matthäusevangelium schiebt in das Jesus-Wort die sogenannte „Unzuchtsklausel“ bei einem Fall von Ehebruch ein: „Wer seine Frau entlässt, *obwohl kein Fall von Unzucht vorliegt*, liefert sie dem Ehebruch aus“ (Mt 5,32). Die matthäische Gemeinde muss, ca. 60 Jahre nach dem Tod Jesu, das Scheitern von Ehen unter Christen erfahren. Sie steht vor dem Dilemma, einerseits die provozierende Vision des Wortes Jesu aufrecht zu erhalten, andererseits nach gangbaren Wegen zu suchen, wie diese Vision der Ehe in freier Treue konkret gelebt werden kann. Anders als beim provozie-

renden strikten Verbot jeglicher Ehescheidung gilt in der Gemeinde des Matthäus, ca. 60 Jahre nach dem Tod Jesu, Ehebruch als Entschuldigungsgrund für eine Scheidung. Thomas Söding schreibt in seiner jüngsten Veröffentlichung zu diese Stelle: „Im Fall von *porneia* ist die Ehe zerstört oder nicht mehr bindend; eine zweite Heirat ist möglich.“ (Th. Söding, In favorem Dei, in: Graulich/Seidmaier [Hg.], Zwischen Jesu Wort und Norm, Freiburg 2014, 63). Das deutet auf einen realistischen Umgang mit der Realität, so schmerzlich auch das Ideal verletzt sein mag.

„Die Unzucht Klausel selbst lässt strukturell eine bei der Frau liegende Begründung für ihre Entlassung erwarten, b) Darum muss *porneia* auf ein unzüchtiges Verhalten der Frau bezogen werden. Es macht keinen besonderen Unterschied, ob man es näher als fortgesetzte Untreue, Konkubinat oder sonstwie beschreibt, auf jeden Fall ist ihr ehebreecherisches Verhalten getroffen“ (J. Gnülka, Das Matthäusevangelium. Hth-KNT I,1, Freiburg 1986, 168).

- Mt 19, 9 bietet noch eine weitere Einschränkung: „Wer seine Frau entlässt, obwohl kein Fall von Unzucht vorliegt, - und eine andere heiratet, begeht Ehebruch.“ Aus dem Scheidungsverbot Jesu ist hier ein Wiederverheiratsverbot geworden. Mit der Formulierung wird ein „Weg beschritten, der gesetzliche Regelungen einleitete und gesetzliches Denken förderte“ (J. Gnülka, Das Matthäusevangelium. Hth-KNT I,2, Freiburg 1988, 154). Dieses Denken hat sich leider bis heute in der römisch-katholischen Kirche fixiert.

Hätte Matthäus zum Ausdruck bringen wollen, dass bei Ehebruch der Frau eine nochmalige Heirat des Mannes *immer* ausgeschlossen sei, „hätte er sich nicht damit begnügen können, einfach die Ausnahmeregel einzufügen, weil diese die Aussage als ganze verneint. Daraus folgt: Wer nach Entlassung einer ehebreecherischen Frau wieder heiratet, bricht dem Matthäusevangelium zufolge die Ehe nicht“ (G. Häfner Lieber nicht heiraten?, in: Christ in der Gegenwart 5/2015, 63).

- In der hellenistisch-heidenchristlichen Umwelt ist auch das so genannte *Privilegium Paulinum* angesiedelt (1 Kor 7, 10-

16), das – trotz des Wissens um das Wort Jesu – eine Ausnahme gestattet: Wenn eine verheiratete Frau zur christlichen Gemeinde konvertiert, ihr Mann diesen Schritt aber nicht billigt und sich von ihr scheiden will, gibt Paulus in eigener Verantwortung diesen Ratschlag: „*Er* (der nicht-gläubige Partner) soll sich scheiden. *Der Bruder oder die Schwester* (also der christliche Partner) ist in solchen Fällen nicht sklavisch gebunden“ (1 Kor 7,15). Das heißt: er ist *frei* für eine Wiederheirat. Paulus hat Jesu Gebot nicht als Gesetz aufgefasst, das keine Ausnahmen kennt. Er versteht das Herrenwort nicht „als unter allen Umständen anzuwendende Regel für die Praxis“ (H. Merklein, Der erste Brief an die Korinther. ÖTK 7/2, Gütersloh 2000, 116). Dieses Privilegium Paulinum wird von der Kirche in neuerer Zeit sehr ausgeweitet – z.B. auf Erfordernisse der Mission im Falle der Polygamie (can. 1149 CIC).

- Ähnlich ist die Lage beim so genannten „*Privilegium Petrinum*“, das nicht unmittelbar auf eine biblische Aussage zurückgeht. Der Papst kann „zugunsten des Glaubens“ eine so genannte „Natur-ehe“ (nichtsakramentale Ehe zwischen zwei Ungetauften oder „halbchristliche“ Ehe zwischen einer/m Getauften und einem/r Ungetauften) unter bestimmten Voraussetzungen durch Dispens lösen, und zwar unabhängig davon, ob die Ehe vollzogen war oder nicht. Zu den Voraussetzungen gehört, dass zumindest einer der beiden Partner während der Dauer der ersten Ehe nicht getauft war, dass die Ehe unheilbar gescheitert ist und dass der bittstellende Teil und sein künftiger neuer Ehepartner nicht schuld an dem Scheitern waren.

Das NT legt also die für immer gültige Grundlage, die von Christen auch heute nicht bestritten wird, auch nicht in der aktuellen Diskussion. Aber zugleich zeigt es bleibend gültige Ansatzpunkte für die Suche nach gangbaren Wegen, die „die unbedingte Treue zum Gebot Jesus mit dem Sinn für das menschlich je Mögliche und pastoral Erforderliche verbinden. „Will man den Richtungssinn des Scheidungsverbots Jesu für die Gegenwart formulieren, muss von der Mitte und vom Ganzen des NT ausgegangen werden. Es ist nicht

vertretbar, Schritte zur Linderung oder gar Lösung der Not eines einzelnen Menschen nicht zu wagen, um die grundsätzliche Kompromisslosigkeit der Treueforderung Jesu nicht zu gefährden. Jesus hätte demnach der Ehebrecherin auch nicht vergeben dürfen, sondern sie – zum Zeichen für die Ernsthaftigkeit seiner Weisung – der ihr zustehenden Strafe ausliefern müssen. Die Zuwendung zu jenen Menschen, die an der Vision Jesu scheitern, hat ebenfalls etwas Radikales und Provozierendes an sich, auch sie ereignet sich im Horizont der kommenden Herrschaft Gottes“ (Th. Pfammatter, *Geschiedene und nach Scheidung wiederverheiratete Menschen in der katholischen Kirche*, Fribourg 2002, 232). Vor dem Hintergrund dieser exegetischen Forschungslage scheint uns Ihre abweisende Bemerkung von „umstrittenen exegetischen Hypothesen“ unberechtigt. Gerade weil das Matthäusevangelium und Paulus sowohl das unmissverständliche Jesuswort nennen und im selben Atemzug von den genannten Ausnahmen sprechen, ist die für uns wichtige Folgerung kaum zu bestreiten: Beide neutestamentlichen Texte sehen zwischen dem Jesuswort und den genannten Ausnahmen keinen Widerspruch. Wir können davon ausgehen, dass sich Matthäus und Paulus in ihrer Gesamtheit an die „klare Lehre Christi halten.“ (G. L. Müller, *Zeugnis für die Macht der Gnade*, in: R. D. Dorado (Hg.), *>In der Wahrheit Christi bleiben<*, Würzburg 2014, 118).

## Alte Kirche: Modifikationen der Duldung

- Die Auffassung, der Mann sei verpflichtet, die ehebrecherische Frau zu entlassen, besteht in der Alten Kirche weiter. So heißt es im „*Hirten des Hermas*“ (ca. 145): Zwar werde der Mann, der mit der im Ehebruch verharrenden Frau weiterlebt, ihrer Sünde teilhaftig und Genosse ihres Ehebruchs. Aber auch Männer und Frauen, die Ehebruch begangen haben, sollten von ihren Ehepartnern und -partnerinnen wieder aufgenommen werden, wenn sie bereuen (mand IV,1,5.8, in: SC 53, 155.157). Ähnlich äußert sich *Tertullian* (adv. Marc. 4,34: CSEL 47,534). Ein anschauliches Beispiel gibt *Origenes* (+254) in seinem Matthäus-Kommentar: „Schon haben auch einige Vorsteher der Kirche

gegen das, was geschrieben steht, gestattet, dass eine Frau zu Lebzeiten des Mannes heiraten kann. Sie handeln damit gegen das Wort der Schrift... [1 Kor 7,39 und Rom 7,3 werden angeführt], freilich nicht gänzlich unvernünftig. Man darf nämlich annehmen, dass sie dieses Vorgehen im Widerspruch zu dem von Anfang an Gesetzten und Geschriebenen zur Vermeidung von Schlimmerem zugestanden haben“ (In Matth. 14,23: BGL 30,64f.). Trotz des Widerspruchs zum Wort der Schrift verurteilt auch Origenes diese Praxis nicht: „Wegen einer bei der Frau entdeckten Unzucht (wird) die Auflösung der Ehe gestattet“ (In Matth. 14,24: BGL 30,65). Merkwürdig ist, dass Origenes offenbar nur bereit ist, dem Mann eine Wiederheirat zu gestatten.

Diese Linie wird auch in der Ostkirche fortgesetzt. *Basilius von Caesarea* (+379) schreibt: „Der Mann darf sich nicht von der Frau noch die Frau vom Manne trennen, wenn nicht der eine von ihnen beim Ehebruche ertappt wurde oder in der Frömmigkeit gehindert wird“ (Regulae morales 73,1; zit. nach Th. Pfammatter, a.a.O., 274). Wenn eine Trennung geschieht, dann gilt: „Bei einem verlassenen Mann muss man auf die Ursache sehen, weswegen er verlassen wurde. Wenn sich zeigt, dass sie ohne Grund von ihm fortgegangen ist, verdient er Verzeihung, sie aber Strafe. Die Verzeihung wird ihm gewährt, damit er an der Kirchengemeinschaft teilnehmen kann“ (Ep. 199, can. 35: BGL 3,127).

Die Mehrfach-Überlieferung des Jesus-Worts mit seinen unterschiedlichen neutestamentlichen Adaptionen verpflichtet uns auch zu *ökumenischem Respekt* vor den Wegen der anderen Kirchen und zum selbstkritischen Umgang mit der je eigenen Tradition. Dass der „Katechismus der Katholischen Kirche“ von 1993 Mt 5,32 und 19,9 mit Schweigen übergeht, erscheint auf diesem Hintergrund schwer verständlich. Dagegen hat R. Pesch schon 1971 geschrieben: „Die christliche Gemeinde darf Jesu Gebot nicht als Recht gläubigen Christen aufzwingen, deren Ehe zerbrochen wurde. Die Gemeinde darf Jesu Wort nicht zu einem Gesetz machen, mit dem sie gutwilligen, aber alleingelassenen Gläubigen ein Joch aufzwänge, mit dem sie den Menschen Lasten auflegte, von denen sie Jesus befrei-

en wollte. ... Die christliche Gemeinde muss Jesu Weisung ernst nehmen, etwa darin, dass sie hilft, ein humanes Klima zu schaffen, in dem die gottgewollte Einheit der Ehe realisiert, in dem das Scheitern menschlich und christlich getragen werden kann.... Die christliche Gemeinde muss Jesu Denken, seinen Appell an unser Herz, unser Gewissen, unsere Liebe übernehmen; sie darf nicht Unschuldige büßen lassen und sich nicht zum harten Richter über Schuldige aufwerfen; sie muss vielmehr zur Vergebung von Schuld und zur Eröffnung von neuem, glücklicherem Leben beitragen.... Tut sie dies, so hält sie Jesus freie Treue“ (Pesch, a.a.O., 76).

## Das Zeugnis der weiteren Tradition

Auch die weitere kirchliche Tradition kommt vor dem Konzil von Trient zu keiner einheitlichen Lösung.

In der Zeit der Alten Kirche wurde eine Zweitehe von mehreren Kirchenvätern auch nach dem Tod des ersten Ehepartners abgelehnt; diese Regelung klingt noch rigoroser als die gängige Überzeugung, dass eine Ehe samt bindender Nachwirkungen mit dem Tod eines Ehepartners endet. Weil die Kirche damals jedoch kein eigenständiges Eherecht beanspruchte, über sie also nicht in juristischen Kategorien dachte, gab es aus dem Bereich der Kirchenordnung kaum Aussagen über die Ehescheidung, - eine Situation, die mit der unsrigen in vielem vergleichbar ist. Das Eherecht wurde durch die weltliche Gesellschaft geregelt, was auch Scheidungsmöglichkeiten einschloss. So fällt auf, dass von der Kirchenordnung dem nichts entgegengestellt wurde; dennoch sah man dadurch das Ideal der einen Ehe nicht beeinträchtigt. Die Kirche begnügte sich mit der Segnung von Ehen. Erstmals machte die *Synode von Elvira* (Spanien) eine klare Aussage zugunsten der Unauflöslichkeit der Ehe: „Ebenso soll einer gläubigen Frau, die ihren gläubigen ehebrecherischen Mann verlassen hat und einen anderen heiratet, verboten werden, ihn zu heiraten; wenn sie ihn doch heiratet, soll sie nicht früher die Kommunion empfangen, als dass der, den sie verlassen hat, aus der Welt geschieden ist, es sei denn vielleicht, dass die Notlage einer Krankheit dazu drängte, sie zu reichen“ (DH 117). Der genaue Zeitpunkt der Versammlung ist nicht bekannt (zwischen 295

und 314). Dieser Beschluss spricht ganz zugunsten der aktuell gültigen strengen Regelung. Allerdings ist die Geltung dieser Synode für die Gesamtkirche umstritten. Schließlich nahmen an ihr nur 19 spanische Bischöfe und 24 Priester teil.

Größer war die Zahl der Teilnehmer am *Konzil von Arles* (314). Zwar ergreift – auf den ersten Blick gesehen – auch dieses Konzil für eine strenge Regelung Partei. Genau besehen kommt es aber zu einer differenzierten Folgerung. Das Konzil beschließt nämlich, denen, „die ihre Ehefrau beim Ehebruch überraschen – und zwar handelt es sich um die Christen, die noch jung sind und denen die Wiederheirat (sonst) verboten ist -, ... den dringenden Rat zu geben, nicht zu Lebzeiten ihrer, wenn auch ehebrecherischen Frau eine andere Frau zu nehmen“ (Concilium Arelatense, ca. 11, in: CCL 148,11). Auffällig ist das Schwanken zwischen einem „Verbot“ und einem „dringenden Rat“ in einem Atemzug. Jedenfalls wird eine Wiederheirat dieser Männer nicht verurteilt und schon gar nicht mit Sanktionen belegt.

Die *Konzilien von Vannes* (zwischen 461 und 491) und *Agde* (506) bestätigen die bis ins späte 4. Jahrhundert in den Kirchen vorherrschende Praxis, dass ein Mann seine Frau wegen Ehebruch entlassen und eine andere heiraten kann (Th. Pfammatter, a.a.O., 254-257).

Mit der Zeit gewann die germanische Rechtsauffassung an Boden, nach der die Geschlechtsgemeinschaft zwischen Mann und Frau ehebegründend ist. Konsequenterweise wurde in diesem Rechtsraum Ehebruch, also Geschlechtsgemeinschaft mit einem anderen Partner, als eheauflösend angesehen – wie auch schon bei Mt 5,32. Neben anderen Scheidungsgründen des germanischen Rechts wurde von einigen Konzilien auch der Eintritt in ein Kloster als Grund für eine Eheauflösung anerkannt.

Während sich in der „westlichen“ (*lateinischen*) Kirche allmählich die (bis heute geltende) Praxis durchsetzte, für die sakramental gültige und vollzogene Ehe keine Scheidungsmöglichkeit mit Wiederheirat zuzulassen, ließen die Ostkirchen unter bestimmten Bedingungen eine Scheidung samt Wiederheirat zu.

Die *Ostkirchen* orientierten sich an der „Unzuchtsklausel“ im Matthäusevangelium

um. Neben Ehebruch ließ man auch andere „grobe Verfehlungen“ als Scheidungsgrund gelten. Am Prinzip der Unauflöslichkeit der Ehe wurde aber ebenso wie in der lateinischen Kirche festgehalten.

Vor allem setzte sich im Raum der Ostkirche(n) bis heute das rechtlich gar nicht streng zu normierende oder zu regelnde, immer auf den Einzelfall bezogene Prinzip der „Ökonomía“ durch. Das kirchliche Handeln weicht in Ausnahmefällen von dem streng gesetzlichen Weg ab – um des Seelenheiles willen, in Nachahmung der Barmherzigkeit und der in Christus erschienenen Menschenfreundlichkeit Gottes, der die Verlorenen, Gefallenen, Gescheiterten nicht im Stich lässt, sondern ihnen aufhilft. Es ist bemerkenswert, dass dieses Prinzip bis heute nie von einem Konzil oder vom Papst verurteilt wurde. Allerdings wird auch im ostkirchlichen Raum zunächst alles daran gesetzt, eine heilbare Ehe wirklich zu heilen und die Eheleute zu unauflöslicher Treue anzuhalten. Erst wenn das totale Scheitern – das dem Tod der Ehe gleichkommt – feststeht, wird dem reuigen Gläubigen die Möglichkeit einer Zweitehe eingeräumt. Voraussetzung ist: die Anerkennung der Schuld, weil ohne Aufarbeiten der Vergangenheit Vergebung und Neuanfang nicht möglich sind, und eine entsprechende Zeit des Wartens – oder der Trauer.

## Das Konzil von Trient zu Ehescheidung und Wiederheirat

Dieses Konzil (1545-1563) hat sich ausdrücklich und ausführlich mit der Frage der Ehescheidung und Wiederheirat auseinandergesetzt. Seine Beschlüsse gelten bis heute als normativ. Umso wichtiger ist die Tatsache, dass sich dieses Konzil in seiner höchst verbindlichen Positionsbestimmung von der ostkirchlichen Praxis mitbestimmen ließ: „Wer sagt, die Kirche irre, wenn sie, gemäß der Lehre des Evangeliums und des Apostels, lehrte und lehrt: (a) dass das Eheband wegen Ehebruchs eines Gatten nicht aufgelöst werden könne, und (b) dass keiner von beiden, nicht einmal der Unschuldige, der keinen Anlass zum Ehebruch gegeben hat, eine andere Ehe schließen könne, solange der andere Gatte lebt, und (c) dass derjenige (bzw. diejenige), der eine Ehebrecherin (bzw. die einen Ehebrecher) entlässt und einen (eine) anderen

(andere) heiratet, Ehebruch begehe: der sei ausgeschlossen“ (DH 1807).

Diese umständliche und schwer verständliche Formulierung ist nur zu verstehen aus dem Bestreben, die noch immer verbreitete Praxis, dem Mann im Falle eines Ehebruchs der Frau die Wiederverheiratung zuzugestehen. Vor allem aber wollte man die Union einzelner römischer Kirchenprovinzen (Venedig) mit den ihnen unterstellten Griechen in ihren östlichen Gebieten nicht gefährden. Daher wurde die Formulierung so gewählt, dass die Praxis der Ostkirchen nicht verurteilt wurde (vgl. R. Weigand, Das Scheidungsproblem in der mittelalterlichen Kanonistik. In: Theologische Quartalschrift 151 [1971], 52-60; 60).

Die Formel des Konzils besagt:

- das Eheband kann auch nicht wegen Ehebruchs aufgelöst werden;
- keiner von beiden kann zu Lebzeiten des anderen Gatten eine neue Ehe eingehen;
- wer dies dennoch tut, begeht Ehebruch.

Wie ist dieser Kanon zu verstehen?

1. Der Satz: „Die Ehe kann, auch wegen Ehebruchs, nicht aufgelöst werden“ definiert nicht die „absolute Unauflöslichkeit“ der Ehe, sondern bezieht sich (mit einem Fachausdruck der späteren Kirchenrechtslehre) auf die so genannte „innere Unauflöslichkeit“ durch die Eheleute selbst; von der so genannten „äußeren“ ist nicht die Rede. Niemandem wird das Recht zugesprochen, aus freiem Willen und sofern er/sie es in eigener Macht hat, eine Ehe aufzulösen, also dem Partner das gegebene unbedingte Treuwort zu entziehen.
2. Die Formel: „Die Kirche hat nicht geirrt ...“ bezieht sich, wie die Konzilsdebatten ganz eindeutig belegen, auf die Entscheidungskompetenz bzw. die Rechtsetzungsvollmacht der *westlichen* Kirche. Die Kirche hat, indem sie diese Entscheidung getroffen hat, ihre Kompetenz, ihre Rechtsbefugnis nicht überschritten. Das Tridentinum hat mit diesem Kanon die Praxis der lateinischen Kirche legitimiert; die andersartige Praxis der Ostkirche hat es zumindest geduldet und nicht verurteilt. Diese Formulierung: „Die Kirche hat nicht geirrt...“ ist offensichtlich zugunsten der Orthodoxen eingebracht worden.

Daraus folgt: Das Konzil hat die Unauflös-

lichkeit der Ehe nicht als universale, bedingungslos gültige Offenbarungswahrheit definieren wollen und nicht als solche definiert. Die Rücksicht auf die entgegengesetzte Praxis der orientalischen Kirche(n) sowie die Verurteilung der reformatorischen Bestreitung der kirchlichen Lehr- und Gesetzgebungsvollmacht müssen als Hintergrund für das Verständnis der inhaltlichen Aussage des betreffenden Trienter Kanons immer bewusst bleiben. Mit Ihrer gegenteiligen Interpretation des einschlägigen Textes von Trient („das trifft aber nicht zu“) können Sie ebenso wenig auf eine breitere Zustimmung hoffen wie Ihre Begründung überzeugen kann. Sie erklären: „Die Kanonisten sprachen immer wieder von einer missbräuchlichen Praxis“ (G.L. Müller, a.a.O. 120). Dabei übersehen Sie, dass sich das Kirchenrecht zu allen Zeiten an die dogmatischen Grundlagen zu halten hat, nicht umgekehrt.

*Ausführlich zum Ganzen: Thomas Pfammatter, Geschiedene und nach Scheidung wiederverheiratete Menschen in der katholischen Kirche: Kriteriologische Fundamente integrierender Praxis. Reihe Praktische Theologie im Dialog 23, Universitätsverlag Freiburg/CH 2002. Vgl. auch: H. Jorissen, die Entscheidung des Konzils von Trient zu Ehescheidung und Wiederheirat und ihr Hintergrund, in: Th. Schneider (Hg.), Geschiedene – Wiederverheiratet – Abgewiesen, Freiburg 1995, 112-126.*

## Konsequenzen

Die „rigorose“ Auffassung der absoluten Unauflöslichkeit der Ehe kann sich nicht auf ein Jesus-Wort bzw. auf die Treue zum Worte Jesu berufen. Eine solche Berufung ist brüchig und fragwürdig, besonders wenn daraus ein absolut bindendes Gesetz abgeleitet werden soll.

Das Konzil von Trient eröffnet einen Handlungsraum, der beides umschließt:

- die Sorge um den Bestand der Ehe und
- die pastorale Hilfe bei unheilbar zerbrochenen Ehen.

Die biblischen Grundlagen, die historische Entwicklung und die kirchlichen Dokumente machen deutlich, dass es durchaus Spielräume für eine Reform gibt. In Sachen Ehescheidung und Wiederheirat gibt es einen größeren Spielraum, als ihn die westliche, römische Kirche faktisch praktiziert. Insbesondere muss die Auffassung von der

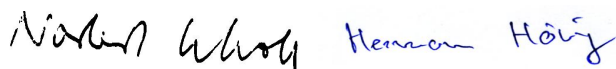
„absoluten Unauflöslichkeit“ der gültig geschlossenen und vollzogenen sakramentalen Ehe einer kritischen Prüfung unterzogen werden. Die Umfrage zu Fragen von Sexualmoral und Akzeptanz von Lebensgemeinschaften im Vorfeld der Vorbereitungen zur außerordentlichen Bischofssynode 2014 hat gezeigt, wie stark das faktische Leben von Katholikinnen und Katholiken von dem abweicht, was die Lehre darstellt.

Weder die Schrift noch die Tradition können aus sich selbst heraus beanspruchen, unfehlbar die Wahrheit zu verbürgen. „Unfehlbar ist eine Lehre erst dann, wenn dies zweifelsfrei erwiesen ist. ... Deshalb kann und muss das Suchen des allgemeinen Lehramtes nach der Wahrheit, wie der Glaube evangeliumsgemäß weitergegeben werden kann und muss, auch dann fortgesetzt werden, wenn das besondere Lehramt eine (letz-)verbindliche Lehrentscheidung getroffen hat. ... Im Sinn der weiteren Suche nach der Wahrheit ist die lehramtliche Position auf ihre Begründungszusammenhänge hin kritisch zu reflektieren. Dabei sind die historischen Umstände ebenso zu beachten wie die Aussageabsicht, die Einordnung in den Gesamtglauben und der Rang innerhalb der Hierarchie der Wahrheiten. Diese Aufgabe der kritischen Reflexion kommt allen Gliedern der Kirche zu, insbesondere aber der Theologin und dem Theologen. Schließlich hat die theologische Wissenschaft den Auftrag, dadurch zum Aufbau der Kirche beizutragen, dass die der Kirche anvertraute Wahrheit immer tiefer erforscht, wissenschaftlich-argumentativ dargestellt sowie zeitgemäß verkündet wird.“ (S. Demel, Einführung in das Recht der katholischen Kirche, Darmstadt 2014, 107f.)

Angesichts der schon im Neuen Testament erkennbaren Ausnahmeregelungen und der daraus resultierenden uneinheitlichen Praxis in der kirchlichen Tradition erscheint es uns dringend geboten, dass die kommende Bischofssynode im Hinblick auf die Wiederverheiratung Geschiedener dem Beispiel des Apostels Paulus und des Evangelisten Matthäus, der Praxis der frühen christlichen Gemeinden und Konzilien und der heutigen Regelung der Fragen in den Kirchen des Ostens folgt und nach Möglichkeiten und Wegen sucht, wie in Treue zur Weisung Jesu den betroffenen Katholiken und Katholikinnen geholfen werden kann.

Wir sind zuversichtlich, dass Sie und Ihre Mitbischöfe zusammen mit Papst Franziskus eine evangeliumsgemäße, nicht nur barmherzige, sondern vor Schrift und Tradition auch in vollem Sinn gerechtfertigte Lösung finden werden.

Mit herzlichen Grüßen



(Prof. Dr. N. Scholl) (Prof. Dr. H. Häring)

Lieber Papst Franziskus!

Wir sind zwei emeritierte deutsche Theologieprofessoren und erlauben uns, Ihnen die Kopie eines Briefes zuzusenden, den wir im November letzten Jahres an Kardinal Müller geschickt haben. Die Bischöfe in Deutschland erhielten eine Kopie. Wie uns bekannt wurde, vertritt der Präfekt der Kongregation für die Glaubenslehre die Ansicht, dass eine Änderung der kirchlichen Haltung gegenüber geschiedenen Wieder-verheirateten unmöglich sei, denn sie widerspreche dem Wort Christi.

In dem Schreiben zeigen wir auf, dass es schon in der frühen Kirche Ausnahmeregelungen gab und dass selbst das Konzil von Trient in der Frage einen gewissen Spielraum ließ.

Wir hoffen sehnlich, die kommende Bischofssynode möge im Hinblick auf die Wiederverheiratung Geschiedener nach Möglichkeiten und Wegen suchen, wie in Treue zur Weisung Jesu den betroffenen Katholiken und Katholikinnen geholfen werden kann. Wir sind zuversichtlich, dass eine für die Wiederverheirateten befriedigende Lösung gefunden wird, die vor Schrift und Tradition in vollem Sinn zu rechtfertigen ist. Die Synode könnte dabei dem Beispiel des Apostels Paulus und des Evangelisten Matthäus folgen. Und sie könnte sich an der Praxis der frühen christlichen Gemeinden, der Konzilien und der heutigen Regelung in den Kirchen des Ostens orientieren.

Wir sind davon überzeugt, dass Sie, lieber Papst Franziskus, dieser Lösung zustimmen können.

Mit herzlichen Grüßen in großer Verbundenheit

Norbert Scholl

Hermann Häring

\*\*\*

Karl-Heinz Ohlig

## Ehescheidung und Wieder- verheiratung

Eine kleine Ergänzung

Es steht historisch außer Frage, dass Jesus die damalige jüdische Scheidungspraxis (Entlassung der Frau aus jeglichem Grund) abgelehnt hat. Nun wissen wir nicht, bei welcher Gelegenheit, aus welchem Anlass, also in welchem Kontext Jesus zu einzelnen Themen etwas gesagt hat, auch der genaue Wortlaut ist durch die spätere Gemeindeüberlieferung und die Transposition ins Griechische sowie in eine Fassung, die für heidenchristliche Gemeinden verstehbar war, nicht exakt zu rekonstruieren. Sicher ist nur, dass Jesus die jüdische Scheidungspraxis als dem Willen Gottes widersprechend verworfen hat. Dass er sich als Reformator innerhalb der jüdischen Religion verstand und keineswegs ein Gesetz für die Kirche, von deren Entstehung er nichts wusste, aufgestellt hat, ist historisch sicher. Aber dass sich die Kirche, die sich nach seinem Tod innerhalb weniger Jahrzehnte bildete, an seine Anstöße halten wollte, ist ebenso verständlich. Wie sie in ihren frühen Gemeinden mit diesem Thema umging, bleibt ebenso undeutlich. Einige Aspekte lassen sich mehr erschließen als beweisen. Jesus scheint nur das damals im Judentum traditionelle „Männerrecht“ angesprochen zu haben (ohne Ausdehnung auf die Frau und ohne die Ausnahme der Scheidung auf Grund der Porneia [Unzucht, Ehebruch] der Frau). Erst in stärker hellenistischen Gemeinden, in denen Frauen nach einem Ehebruch nicht gleich gesteinigt wurden, wurde dieser Zusatz, so bei Matthäus, sinnvoll. Auch dort, wo die soziale, religiöse und ökonomische Situation für Frauen ein wenig besser war, war die Rede von der Entlassung der Frau durch den Mann auszuweiten auf den umgekehrten Fall: die Entlassung des Mannes durch die Frau (Mk 10,12). Ebenso machte die Mission eine praktikable Variante, das Privilegium Paulinum, erforderlich.



Auf beide Aspekte weist der Brief der Professoren Häring und Scholl an Kardinal Müller sehr differenziert hin. Prof. Dr. Franz Nikolasch hat in seinem Beitrag „Wie unauflöslich ist die Ehe?“ (vgl. SOG-Papiere, in: *imprimatur* 47, 2014, Heft 8) auf einen weiteren wichtigen Gesichtspunkt hingewiesen, dass die Worte Jesu „keineswegs als gesetzmäßige Gebote“ verstanden werden dürfen, sondern „als Idealforderungen“, vergleichbar dem Verbot des Schwörens, an das sich die Kirche niemals gehalten hat.

Das Matthäusevangelium bietet an zwei Stellen eine Deutung, die die Worte Jesu mit der Realität gescheiterter Ehen verbindet. Zum einen bietet die von Matthäus aus wohl versprengten Jesusworten zusammengestellte *Bergpredigt (Mt 5,1-7,29)* eine Lösung. Das Wort von der Ehescheidung (5,31.32) steht in einer Reihe von Jesusworten, in denen er das „Gesetz“ nicht aufheben, sondern „erfüllen“ (5,17), also wohl in seinem innersten Sinn deutlich machen will. Dem dienen kurze Beispiele, in denen er antithetisch die von ihm gemeinte „Erfüllung“ aufzeigen will: „Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt worden ist ... Ich aber sage euch“ (5,21.22; ähnlich 5,27.28; 5,31.32; 5,33.34; 5, 38.39; 5,43.44).

Die jeweils nachfolgenden Texte scheinen das Gesetz zu verschärfen: Nicht nur, wer mordet, soll dem Gericht verfallen sein, sondern auch, wer seinem Bruder nur zürnt oder ihn beschimpft; nicht nur der Ehebrecher wird verurteilt, sondern: „Wer eine Frau auch nur lüstern ansieht, hat schon in seinem Herzen die Ehe mit ihr gebrochen“; im Gesetz ist der Meineid verboten, „ich aber sage euch: Schwört überhaupt nicht ...“; den Alten wurde gesagt: „Auge um Auge und Zahn um Zahn. Ich aber sage euch: Leistet dem, der euch Böses antut, keinen Widerstand, sondern wenn einer dich auf die rechte Wange schlägt, dann halte ihm auch die andere hin ...“; im Gesetz wurde gesagt: „Du sollst deinen Nächsten lieben und deine Feinde hassen. Ich aber sage euch: Liebt eure Feinde ...“. Und gewissermaßen als Resümee folgt dann (5,48): „Ihr sollt vollkommen sein, denn euer himmlischer Vater ist vollkommen.“ In dieser Folge, nach dem Wort zum Ehebruch, steht das Wort von der Ehescheidung und das Verbot, eine Entlassene zu heiraten.

Die Bergpredigt, wie sie Matthäus zusammengestellt hat, gilt als ein oder der zentrale Text der Botschaft Jesu und so auch des Christentums. Das darf nicht dazu verführen, die Vertiefungen des Gesetzes, die Jesus vornimmt, als Verschärfung oder Radikalisierung dieses Gesetzes zu betrachten. Dann würde das Christentum, mehr als alle anderen Religionen, zu einer Gesetzesreligion, und Christen wären keineswegs, wie Paulus meint, zur Freiheit befreit, sondern erst recht versklavt. Die oft fälschlich als Thoraverschärfung bezeichneten Anweisungen der Bergpredigt sind also, wie F. Nikolasch richtig interpretiert, als „Idealforderungen“ zu begreifen, die den Blick von einer bloß äußerlichen Gesetzespraxis auf den Kern des Gesetzes, auf das „eigentlich Gemeinte“ freimachen und deutlich machen sollen, dass das bloße Halten von Geboten nicht „die Vollkommenheit“ gewährleistet.

Diese „Idealforderungen“ sind wichtig und sollen auch zu einem Handeln in diese Richtung motivieren. Aber das Christentum war sich immer bewusst, dass sie nicht eins zu eins in Handlungsnormen umzusetzen sind. Würde man sie als Gesetze auffassen, wären sie schlicht unreal, nicht praktikabel. So bleiben wir immer „Arme im Geiste“, die nichts in der Hand haben und hinter der Vollkommenheit zurückbleiben. Wer hat noch nicht seinem Bruder gezürnt und ihn beschimpft? Wer hat noch nie eine Frau lüstern angeblickt und so mit ihr die Ehe gebrochen? Wer hat noch nie geschworen (was die Kirche von ihren Amtsträgern immer wieder verlangt)? Wer hat immer die andere Wange hingehalten (wogegen selbst Papst Franziskus entschieden verstoßen will)? Usw.

Die menschliche Realität sieht anders aus. Christen wissen das, und sollten trotzdem das Ziel oder Ideal nicht aus den Augen verlieren. *Bei keiner dieser Forderungen hat die Kirche daraus ein Gesetz gemacht, mit einer Ausnahme: beim Verbot der Ehescheidung und Wiederverheiratung.* Das aber ist – ebenso wie in den anderen „Fällen“ – einfach ein Verstoß gegen die Realität, die wohl auch Jesus bewusst war: Viele Ehen scheitern, ein Zusammenleben ist oft unmöglich, und die ehemaligen Partner heiraten andere. Das war immer so, nur etwas schwieriger in Zeiten, in denen kirchliche Gesetze zugleich die staatliche Regelung waren oder dominierten. Dann gab es

zwar keine Zweitehe, aber andere Formen der Partnerschaft (die wegen ihrer vermeintlichen „Illegitimität“ oft sehr belastet waren). An dieser Realität wird sich auch in Zukunft nichts ändern, ohne dass die „Idealforderung“ vergessen werden dürfte. Matthäus hat dies noch an einer zweiten Stelle verdeutlicht (19,3-11). In Vers 9 sagt Jesus: „... Wer seine Frau entlässt, obwohl sie die Ehe nicht gebrochen hat, und eine andere heiratet, begeht Ehebruch“. Dann lässt Matthäus die Jünger fragen (Vers 10): „Wenn das die Stellung des Mannes in der Ehe ist, dann ist es nicht gut zu heiraten.“ Jesus antwortet (Vers 11): „Nicht alle verstehen dieses Wort, sondern nur die, denen es (von Gott) gegeben ist.“

Dieser Satz besagt wohl, dass „die Idealforderung“ zu erfüllen nicht allen „gegeben ist“. An diesen Satz angehängt (wohl auf Grund des Stichwortprinzips: Ehe) folgt das sog. Eunuchenlogion (Vers 12). In ihm ist – als dritte Kategorie von Ehelosen – von Ehelosen „um des Himmelreiches willen“ die Rede, mit dem kommentierenden Schlusssatz: „Wer es fassen kann, der fasse es.“ Auch aus diesem Wort zur Ehelosigkeit um des Himmels willen, hat man im Mittelalter ein Gesetz für den Klerus gemacht: den Zölibat. Für beide Aspekte, Ehescheidung/Wiederverheiratung sowie Ehelosigkeit um des Himmels willen, gilt gemäß dem Matthäusevangelium, wohl auch die Meinung Jesu, dass es sich um Idealforderungen oder –ziele handelt, die zu erfüllen nur wenigen „gegeben ist“, die dies „fassen“ können. Mit anderen Worten: Sie sollen nicht die Realität durch gesetzliche Bestimmungen verändern, was ohnehin unmöglich ist. Ein Verbot einer Auflösung einer Ehe und einer Wiederverheiratung bieten die Worte Jesu nicht. Sie wollen nur aufzeigen, wie es im Idealfall sein könnte Und „Ehebrecher“ sind wir laut Jesus, auf Grund unserer lüsternen Gedanken, ohnehin.

Wenn auch die Bergpredigt – wie auch andere Worte Jesu – keine gesetzlichen Regelungen sind, deren Realisierung nicht allen gegeben ist, haben diese Vertiefungen der tradierten Gesetze und Vorschriften eine wichtige Funktion: Sie sollen verhindern, dass die christliche Ethik menschenmachbar ist. Die Idealforderungen bewirken, dass niemand sich als gerecht auffassen kann, er begreift, dass er viel mehr anstreben muss, im Bewusstsein, dass er die

„Vollkommenheit des Vaters“ nicht erreichen kann. Dies führte im Christentum zu einem stark entwickelten Sündenbewusstsein, das zwar auch negative Folgen – bis hin zu neurotischen Phänomenen – haben kann, aber - und das ist wichtiger – immer zu noch Größerem aufruft und ethische Erstarrung („Gesetzesreligion“) in Dynamik transponieren kann. In diesem Sinn ist auch das Wort zu Ehescheidung und Wiederverheiratung zu verstehen.

\*\*\*

Werner Müller

## **Buchbesprechung zu: Leitbild am Ende?**

Der Streit um Ehe und Familie,

hrsg. von Konrad Hilpert u. Bernhard Laux, Freiburg i. Br. 2014, 311 S.

Im Vorfeld der für den Herbst dieses Jahres einberufenen Bischofssynode zum Thema Familienpastoral verdient dieser Sammelband besondere Aufmerksamkeit. Diese Veranstaltung - die für Papst Franziskus kein „Spaziergang durch die lieblichen Pinnien-Haine in den vatikanischen Gärten“ werden dürfte, wie unser Autor *Horst Hohmann* zu Recht vermutet (siehe in diesem Heft S. 13) – ist aber nur einer der Anlässe, dass sich Universitäts-Theologinnen und Theologen aus dem deutschsprachigen Raum zusammentun, „um der Frage nachzugehen, in welcher Weise die Lebensformen Ehe und Familie in einem besonderen Zusammenhang mit der christlichen Botschaft stehen“ (16). Weitere Anlässe sind die Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts seit 2001, die politische Auseinandersetzung um das sog. Betreuungsgeld und die heiß diskutierte Orientierungshilfe „Zwischen Autonomie und Angewiesenheit“ des Rats der evangelischen Kirche in Deutschland aus dem Jahr 2013. Diese verschiedenen Anlässe zeigen auch schon an, dass es nicht allein um moraltheologische Fragen im Kontext von Sexualität, Ehe

und Familie geht – obwohl die Moraltheologen stark vertreten sind; eine Soziologin vom Fach ist auch dabei, was insofern sinnvoll ist, als in dieser Debatte die „vielfältigen Lebenswirklichkeiten ernsthaft wahrzunehmen“ sind; dies ist Theologen ja durchaus auch zuzutrauen, aber eine Fachfrau für „Geschlechterverhältnisse, Bildung und Lebensführung“ an einer Technischen Universität kann der sozialwissenschaftlichen Perspektive auf die Thematik ja nur guttun.

Sie, *Cornelia Koppetsch*, eröffnet denn auch den Band mit dem für theologische Ohren etwas ungewöhnlichen Thema „Liebe und Ökonomie. Paradoxien in Familie und Paarbeziehung“ (21 – 41). Sie zeigt auf, dass „Ehe, Familie und Paarbeziehung als Hort der Liebe und der Gemeinschaft“ angesichts der gesellschaftlich herrschenden Prinzipien von Markt, Rationalität und Effizienz nichts an Wert verloren haben, aber ihrerseits durch Widersprüche oder Paradoxien geprägt sind, was die zunehmende Krisenanfälligkeit von Ehe und Familie erklärt. Die grundlegende Ambivalenz moderner Paarbeziehung bestehe darin, dass zwei gegenläufige Ideale und Logiken wirken, „das romantische Ideal der Hingabe und das Ideal partnerschaftlicher Gleichheit“. „Liebe“ und „Partnerschaft“, die meist in einem Atemzug genannt und als Hendiadyoin verstanden werden – auch im Vorwort des vorliegenden Bandes, wo von „liebesbasierter Partnerschaft“ die Rede ist (9) -, stellen gegensätzliche Pole in modernen Ehe- und Paarbeziehungen dar. Dies wird anhand eines Beispiels und unter Rückgriff auf sozialwissenschaftliche Theorien (u.a. von U. Beck, A. Giddens) plausibel dargestellt. „Mittelfristig ist keine Lösung dieses Problems in Sicht“ (39). Vielmehr scheint die Tendenz wieder rückwärts zu den klassischen Geschlechterrollen zu gehen: die Mütter kümmern sich tendenziell wieder stärker um die Familienarbeit, die Väter um die Berufsarbeit. Auch der (erste) Beitrag von *Bernhard Laux* (43 – 56), der 10 Jahre lang Referent für Ehe und Familien bei der Deutschen Bischofskonferenz war, handelt vom Verhältnis von Familie und Ökonomie. Er diagnostiziert eine „Kolonialisierung“ der Lebenswelt Familie durch Wirtschaftsimperative, besonders einen „steigende(n) Zugriff auf die Kinder von Seiten des Betreuungs- und Bildungssystems“ (46). Er fordert von

der Familienpolitik mehr Leistungen für Familien, unter Gerechtigkeitsgesichtspunkten angesichts der „enormen Nutzenströme, die von den Familien zur Gesellschaft hin fließen“, damit die Familien „ihren Eigensinn entfalten können“ (56).

Ein weiterer Beitrag im Teil „Grundlegendes“ widmet sich „Ehe und Familie im Zeugnis des Neuen Testaments“ (*Gerd Häfner*, 59 – 72). Hier wird exegetisch detailliert aufgezeigt, dass das Ehescheidungsverbot Jesu nicht gesetzlich zu verstehen ist, dass schon die frühen christlichen Gemeinden über die Jesusüberlieferung hinausgehen mussten und „...dass die Normierung der Beziehungen in Ehe und Familie Rücksicht nehmen muss auf Vorstellungen, die den Adressaten des Evangeliums in ihrer jeweiligen Zeit plausibel erscheinen“ (71) – eine Steilvorlage für die Reformbereiten bei der Bischofssynode. – Die Überlegungen von *Ralf Miggelbrink* zur „Sakramentalität der Ehe“ (73 – 85) weisen in dieselbe Richtung, ebenso wie die These von *Markus Knapp*, dass die kirchliche Verkündigung und Pastoral vor allem eine „überzeugende Hermeneutik der Liebe“ bieten müssen und kirchliche Normen nur dann lebensorientierend sein können, wenn sie darauf hin transparent bleiben („Gott, die Liebe und die Kirche“, 87 – 101).

Am deutlichsten auf die Aufgabenstellung der Bischofssynode bezogen ist der grundlegende Beitrag von *Marianne Heimbach-Steins*: „Das moralische Gebäude der Kirche – ‚ein Kartenhaus‘? Tendenzen der Idealisierung, Ontologisierung und restriktiven Normierung in den lehramtlichen Weisungen zu Ehe und Familie“ (131 – 145). In acht pointierten Thesen werden „Gründe für die Kluft zwischen Lehramt und Gläubigen im Verständnis von Ehe und Familie“ aufgezeigt und für eine „gründliche“ Erneuerung des kirchlichen Leitbildes plädiert. Diese setzt eine Kommunikation und Verständigung zwischen Lehramt und Gläubigen voraus, wie sie mit der vorsynodalen Umfrage zaghaft begonnen wurde. „Eine Morallehre, die ein Ideal nicht als orientierendes Ziel vermittelt, sondern als detailgenau zu befolgende Norm autoritativ einfordert, ist mit diesem hermeneutischen Ansatz [d.h. Kommunikation mit den Gläubigen über die Lebenswirklichkeiten. WM] nicht kompatibel“ (143 – vgl. zu diesem Punkt auch in diesem Heft: *O. Deppenheuer*, Kirche und Transparenz).

Ein Beitrag aus der Sicht protestantischer Ethik, der – wenn ich recht verstanden habe –, weit ausholend, vor allem vor einer theologischen Überlegitimierung des heterosexuellen Familienmodells warnt, indem das Gut der dauerhaften Verlässlichkeit, das auch anderen Lebensformen eignet, betont wird (*Reiner Anselm, Peter Dambrock*, 103 – 116) und rechtliche Informationen über Ehe und Lebenspartnerschaft in der deutschen Rechtsordnung aus der Feder der Kirchenrechtlerin *Judith Hahn* (117 – 130) runden den grundlegenden Teil ab. An „aktuellen Herausforderungen“, wie der zweite Teil überschrieben ist, werden behandelt: nichteheliche Partnerschaften (*Bernhard Laux*), wiederverheiratete Geschiedene (*Sigrid Müller*), Ehescheidung bzw. Ehescheidungsverbot – unter dem ungewöhnlichen Untertitel „Was Gott getrennt hat, daran muss sich der Mensch nicht ketten“ (unter dem ebenso ungewöhnliche, interessante „heterotopische“ Überlegungen angestellt werden - *Hans-Joachim Sander*) –, Ehe für alle, die sog. Homo-Ehe (*Konrad Hilpert*), das katholische Verständnis des richtigen Verhältnisses von Mann und Frau, das traditionelle Geschlechterverhältnis – und dessen „Fallstricke und blinde Flecken“ (*Stephan Goertz*) sowie verantwortete Elternschaft (*Konrad Hilpert*).

Schließlich werden im dritten und letzten Teil „unausgeschöpfte Ressourcen“ angesprochen, nämlich die kirchliche Ehe-, Familien- und Lebensberatung (*Jochen Sautermeister*), religiöse Kindererziehung, speziell Familienkatechese (*Albert Biesinger*), Glaube, Religion und Glaubensgemeinschaft als Unterstützung der – vom Scheitern bedrohten – Liebesbeziehungen in Ehe und Familie und anderen Intimbeziehungen (*Bernhard Fresacher*).

Hier finden sich überall teilweise interessante Beobachtungen aus der Lebenswirklichkeit und öfter ungewöhnliche theologische Argumente und Gedankengänge. Sie können auch gelesen werden als Bereicherung für die eigene, wie auch immer gestaltete, Liebesbeziehung. Den Beitrag von Frau Heimbach-Steins sollte man den deutschen Teilnehmern an der römischen Bischofssynode in Kopie in die Tagungsunterlagen legen.

\*\*\*

Theo Mechtenberg

## Atheistische Bewegung im katholischen Polen

Am letzten Märzwochenende 2014 fanden erstmals in Polen „Tage des Atheismus“ statt. Vorträge, Filmvorführungen und Diskussionen dienten in Warschau dazu, den Atheismus im katholischen Polen öffentlich zu machen und für ihn zu werben. Den spektakulären Höhepunkt bildete am 30. März die auf dem Alten Markt nachgespielte Hinrichtung von Kazimierz Łyszczyński, einem Ex-Jesuiten und Sejmabgeordneten. An eben diesem Ort war an ihm 1689 wegen seiner Schrift „De non-existentia Dei“ das Todesurteil durch den Strick vollstreckt worden.

In diesem frühen Märtyrer des Atheismus sehen Polens Atheisten ihren Patron. Seine Schrift enthält die auch heute noch gültigen Grundlagen atheistischer Überzeugung. Mit seiner Auffassung, Gott sei eine von Menschen erdachte Chimäre, nimmt er gleichsam Feuerbachs Projektionsthese vorweg. Und seine Meinung, die Gläubigen würden von ihren Religionswächtern betrogen, wobei die Religion lediglich ein Mittel zur Beherrschung der Menschen sei, zeigt eine deutliche Nähe zu Karl Marx und seiner Deutung der Religion als „Opium des Volkes“.

Den Warschauer „Tagen des Atheismus“ gingen bereits ähnliche Kundgebungen voraus. So zogen im Oktober 2009 rund 500 bekennende Ungläubige durch Krakau, vorbei am Amtssitz des früheren Metropoliten Karol Wojtyła, dem späteren Papst Johannes Paul II., der diese Stadt in besonderer Weise katholisch geprägt hat. Inzwischen gibt es derlei Märsche in den verschiedensten polnischen Städten. Auf Transparenten finden sich Losungen wie „Weder Gott noch Herr“, „Weltliches Europa, weltliches Polen“ oder „Ich töte nicht, ich stehle nicht, ich bin kein Ehebrecher, ich glaube nicht“ – ein Bekenntnis zu den sittlichen Werten, die nach Auffassung der Atheisten keiner Religion bedürfen. Besonders dieses Motto füllt - neben anderen Sprüchen – gegenwärtig großflächige

Plakatwände. Initiator ist die Stiftung „Freiheit von der Religion“.

Zudem gibt es Aufrufe im Internet, sich als Atheist zu outen. So kann man sich auf einer Liste eintragen, die dazu drei Rubriken vorsieht: als Atheist, als Agnostiker oder als Ungläubiger. Diese Liste weist inzwischen über 20 000 Namen von Personen auf, die auf diese Weise ihre Abwendung von Kirche und Glaube bekundeten. Doch in den Augen der Kirche handelt es sich hierbei noch nicht um Fälle von Apostasie. Weil es in Polen nicht, wie in der Bundesrepublik, eine zwischen Staat und Kirche vereinbarte Kirchensteuer gibt, die gleich vom Gehalt einbehalten wird, kann dort ein Kirchenaustritt nicht an die Weigerung gekoppelt werden, Kirchensteuer zu zahlen. Polens Kirche besteht vielmehr darauf, dass ein Kirchenaustritt vor dem Pfarrer der zuständigen Gemeinde persönlich erklärt wird, ein Verfahren, zu dem sich nur wenige Austrittswillige bereitfinden. Damit bilden weder die Internet-Liste noch kirchliche Daten eine verlässliche Grundlage für eine Bestimmung der Anzahl polnischer Atheisten und deren Motive.

Die öffentlichen Aktivitäten polnischer Atheisten zeigen, dass es sich hier um eine durchaus wirksame Bewegung handelt, auch wenn sie im Vergleich zur Masse der sich immer noch zu 88% als Katholiken bekennenden Polen statistisch kaum ins Gewicht fällt. Doch ihr Versuch, politisch Fuß zu fassen, ist vorerst gescheitert. Zwar erreichte die von Janusz Palikot geführte politische Bewegung, ein Sammelbecken von Atheisten und Antiklerikalen, bei der Parlamentswahl vom 9. Oktober 2011 gleichsam aus dem Stand 10,1% der Wählerstimmen, doch inzwischen ist sie bedeutungslos geworden und dürfte bei den 2015 stattfindenden Präsidentschafts- und Parlamentswahlen an der 5%-Hürde scheitern. Aber ihre kurzzeitige Aktivität hat merklich zu einer innergesellschaftlichen Verschärfung wechselseitiger Diskriminierung beigetragen – der Gläubigen und der Kirche aufgrund von Attacken gegen christliche Symbole in der Öffentlichkeit und den politischen Einfluss der Kirche sowie - als Reaktion darauf - durch nicht minder scharfen Angriffe von Gläubigen und der offiziellen Kirche auf derlei kirchenfeindliche Aktionen.

## Die Neuartigkeit des Phänomens polnischer Atheisten

Dass es im postkommunistischen Polen zu einer atheistischen Bewegung kommen würde, mag überraschen. Die Begriffe „Atheismus“ und „Unglaube“ waren durch das kommunistische System diskreditiert und weckten negative Assoziationen. Sie verbanden sich nicht mit Freiheit, sondern mit Unterdrückung. Schließlich hatten die Polen regierenden Kommunisten aus ihrem Atheismus keinen Hehl gemacht. Ganz im Gegenteil. Auch sie waren, nicht anders als die Machthaber in der DDR, darum bemüht, die Gesellschaft zu atheisieren. Eine eigene „Gesellschaft zur Verbreitung weltlicher Kultur“ propagierte sozialistische Rituale und Lebensstile, allerdings mit mäßigem Erfolg. Während es in der DDR gelang, mit Einführung sozialistischer Namensgebung, Eheschließung und Beerdigung, vor allem aber durch die unter erheblichem Druck durchgesetzte Jugendweihe, eine weitgehende Abkehr der Bevölkerung von den Kirchen und dem von ihnen verkündeten christlichen Glauben zu erzielen, blieb Polen vor derlei atheistischen Einbrüchen verschont. Die katholische Kirche erwies sich wie in der Zeit der polnischen Teilungen als schützender Hort der Nation und der Bewahrung ihrer Identität. Sie gewann den Kampf um die Seelen. So schien mit dem Ende kommunistischer Herrschaft auch der von den Kommunisten vertretene Atheismus der Vergangenheit anzugehören, ging doch die Kirche aus dieser Auseinandersetzung als Sieger hervor. Doch sie erlag – leider - der Versuchung des Triumphalismus.

Die Jahrzehnte nach der Wende 1989/90 sind durch Bemühungen der Kirche bestimmt, unter Missachtung demokratischer Institutionen und Spielregeln politisch Einfluss zu nehmen. So sah etwa die Ordnung für die Parlamentswahlen vom Herbst 1991 ein Verbot von Wahlveranstaltungen in kirchlichen Räumen vor, das auf kirchlichen Druck zurückgenommen wurde, obwohl das Kirchenrecht eine Inanspruchnahme von Kirchenräumen für politische Zwecke untersagt. Ein beliebtes Mittel waren auch kirchliche Stellungnahmen vor den Wahlen, mit denen für der Kirche genehme Parteien und Abgeordnete geworben wurde. Mit diesen und anderen Initiativen setzte sich Polens Kirche dem Verdacht

aus, einen katholischen Bekenntnisstaat anzustreben. Gegenreaktionen blieben nicht aus, und diese kamen nicht nur von außerhalb der Kirche. Auch innerhalb ihrer gab es Warnungen vor ihrer Politisierung. Wenn sich bald nach der europäischen Wende in Polen antiklerikale Stimmen zu Wort meldeten, dann hat Polens Kirche durch ihre politische Einflussnahme jedenfalls selbst dazu beigetragen.

### Erste Untersuchung des Phänomens polnischer Atheisten

Die atheistische Bewegung im katholischen Polen wirft Fragen auf, die nach Antworten verlangen. In welchem Sinn verstehen sich die Teilnehmer der atheistischen Märsche als ungläubig? Welche Gründe sind für ihre Entscheidung ausschlaggebend? Wie begründen sie ihre atheistische Überzeugung? In welchem Maße ist ihr Unglaube durch das Verhalten der Kirche mitbestimmt? Auf diese und weitere Fragen gibt eine Untersuchung von Dr. Radosław Tyrała von der Krakauer Abteilung für „Allgemeine Soziologie und Soziale Anthropologie“ Auskunft.<sup>1</sup> Befragt wurden 7500 nicht an Gott glaubende Personen.

Was die Altersstruktur polnischer Atheisten betrifft, so handelt es sich vorwiegend (54%) um Jugendliche und junge Erwachsene zwischen 16 und 26 Jahren. Betroffen sind vor allem Großstädte, kaum die Landbevölkerung. Ein traditioneller, von Familie zu Familie vererbter Unglaube ist in Polen (noch) selten. Ungefähr 88% polnischer Atheisten gehörten oder gehören formal immer noch der katholischen Kirche an. Ein eventueller areligiöser Einfluss in der Familie geht vor allem vom Vater (50%), weniger von der Mutter (30%) aus. Typisch für die Befragten ist eine fassadenhafte religiöse Sozialisation, eine rein rituelle Praxis, ohne ein grundlegendes Glaubensfundament. Der vorherrschende Moment, diese rein äußerliche Praxis zu beenden, fällt zeitlich mit dem Empfang der Firmung zusammen, die paradoxerweise ihrem Wesen nach der Glaubensstärkung und Zeugnisbefähigung dient.

Mit dem persönlichen Unglauben muss nach westlichen Erfahrungen nicht unbe-

dingt eine feindselige Einstellung zur Kirche verbunden sein. Bei den polnischen Atheisten ist dies allerdings der Fall. Über 85% von ihnen bekennt sich zur Kirchenfeindschaft. Dies belegt einen stark negativen Bezug polnischer Atheisten zur katholischen Kirche. Andererseits ist ihr Kirchenbezug nicht eindeutig. Trotz ihrer ablehnenden Haltung besteht bei vielen von ihnen weiterhin eine kirchliche Bindung. So nehmen über 10%, wenn auch zumeist aufgrund eines äußeren Drucks, an der sonntäglichen Messe teil; 30% von ihnen stehen als Taufpaten zur Verfügung; 75% lassen ihre Kinder taufen. Dieses widersprüchliche Phänomen erklärt sich dadurch, dass diese und andere religiöse Rituale von ihnen nicht als Bekenntnis des Glaubens, sondern als Teil polnischer Kultur verstanden werden. Nur etwa 8% taten den formellen Schritt zur Apostasie. Als hauptsächlichen Grund ihres Unglaubens gaben die Befragten eine wissenschaftliche Weltdeutung (54%) sowie eine negative Einstellung zur Kirche und ihren Vertretern (50%) an. Theodizeeprobleme (8,4%), atheistischer Familieneinfluss (2,5%) sowie eine marxistische Überzeugung (2,1%) spielten in den Angaben dagegen kaum eine Rolle.

### Auseinandersetzung um den „Neuen Atheismus“

Wenngleich sich, wie bereits dargelegt, im nachkommunistischen Polen sehr bald ein Antiklerikalismus herausgebildet hat, so kann von einer atheistischen Bewegung doch erst mit Beginn des neuen Jahrtausends gesprochen werden. Dass sich 54% polnischer Atheisten zur Begründung ihres Unglaubens auf eine wissenschaftliche Weltdeutung berufen, legt die Vermutung nahe, dass hier ein Zusammenhang mit dem Einfluss von Richard Dawkins, Sam Harris, Ronald Dworkin und Christopher Hitchens, den Vertretern des „Neuen Atheismus“, vorliegt. Sie alle haben ihre Werke, die bereits im Titel auf ihre atheistische Tendenz verweisen, nach dem 11. September 2001 veröffentlicht, nach jenem Tag also, an dem die islamistischen Flugzeugentführer ihre Terrorangriffe auf das World Trade Center und das Pentagon flogen und die USA zutiefst erschütterten. Den Anfang machte der amerikanische Neurowissenschaftler Sam Harris mit seinem Buch „Das

<sup>1</sup> Anna Goc/Marcin Żyła, Report o stanie niewiary (Rapport zum Stand des Unglaubens), Tygodnik Powszechny vom 23. November 2014, S. 11-13. Dieser Beitrag dient ganz allgemein als Grundlage meiner Überlegungen.

Ende des Glaubens. Religion, Terror und das Licht der Vernunft“, das er, wie er selbst sagt, unter dem Eindruck des 11. September verfasst hat. Darin nimmt er diese islamistischen Terroranschläge zum Anlass, sich grundsätzlich zur religiös motivierten Gewalt zu äußern. Er sieht in ihr einen integralen Bestandteil jeglicher Religion, auch des Christentums, wobei er neben den Kreuzzügen und Ketzerverbrennungen auch auf den christlichen Antisemitismus verweist, der den Weg zu Auschwitz geebnet habe. Auch der Evolutionsbiologe Richard Dawkins, ein besonders kämpferischer Atheist, der dazu aufgerufen hat, jeder möge sich öffentlich zu seinem Atheismus bekennen. Neben der von ihm vertretenen These, dass es zur biologischen Entwicklung weder eines Schöpfers noch eines planenden Projektors bedarf, sondern sich diese durch Selektion schlüssig erklären lasse, wendet er sich in seinem Buch „Der Gotteswahn“ gegen die drei abrahamitischen Weltreligionen, deren Glaube er als rein irrational bezeichnet und denen er ausschließlich negative Auswirkungen auf den Geschichtsverlauf zuschreibt.

Auch der 2011 verstorbene Journalist und Autor Christopher Hitchens argumentiert ähnlich. In seinem Buch „Der Herr ist kein Hirte. Wie Religion die Welt vergiftet“ bezeichnet er die Religion als „gewaltsam, irrational und intolerant“. Die genannten Werke sind allesamt in polnischer Übersetzung erschienen, und Polens Atheisten berufen sich auf sie.

Ist der von diesen Autoren erhobene Vorwurf der Gewalttätigkeit jeglicher Religion berechtigt? Es macht wenig Sinn, ihm lediglich polemisch zu begegnen. Schließlich ist Gewaltausübung im Namen Gottes und der Religion, auch der christlichen, so offensichtlich, dass sie nicht geleugnet werden kann. Aber ist Gewalt wirklich ein integraler Bestandteil jeglicher Religion? Zählt sie zu ihrem Wesen oder ist sie nicht vielmehr eine Entartung der Religion? Und lässt sich Religion auf Gewalt und Intoleranz reduzieren? Ist nicht das Evangelium eine Gegenbotschaft der Liebe, der Barmherzigkeit, der Vergebung und der Versöhnung? Und selbst wenn man der These vom Gewaltpotential der Religion zustimmen würde, wäre dann eine religionslose Welt frei von Gewalt? Ganz sicher nicht. Schließlich haben wir im 20. Jahrhundert reichliche Erfahrungen mit zwei gottlosen Systemen ge-

macht und unter ihrer Inhumanität schwer gelitten - auch und vor allem die Polen. Zudem ist, was die Nichtexistenz Gottes betrifft, die Beweisführung der „Neuen Atheisten“ keineswegs so schlüssig, wie sie vorgeben. Die Tatsache, dass Dawkins in der erklärenden Beschreibung der Evolution ohne Gott auskommt, besagt noch nicht, dass es ihn nicht gibt. Seine Negativbehauptung stellt eine der vielen Grenzüberschreitungen dar, an denen der Jahrhunderte alte Konflikt zwischen Naturwissenschaft und Theologie überaus reich ist – auf beiden Seiten. Dabei wiederholen sich die Argumente, so dass die Begründungen der „Neuen Atheisten“ keineswegs so neu sind, wie sie glauben machen. Dies ist auch die Meinung des niederländischen Zoologen Frans de Waal, der sich selbst als Atheist bezeichnet. Als Verhaltensforscher entdeckt er im Tierreich, zumal unter Schimpansen, ein Moralverhalten, woraus er in seinem Buch „Der Bonobo und der Atheist“ folgert, dass sittliche Prinzipien bereits vor der Religion belegbar sind und nicht erst durch sie begründet werden. Während er auf diese neue Erkenntnis verweisen könne, würden seine Kollegen zur Problematik nichts Neues beigetragen. Sie zielten mehr darauf ab, „neue Gewänder zu finden für jedes der Argumente, die bereits seit Jahrhunderten gegen die Religion gesammelt wurden.“ In Hitchens könne man aufgrund seiner Feststellung, „die Religion vergifte alles“, einen wahren Marxisten erkennen. Harris übernehme „die Pariser Fackel der Vernunft“, indem er sich eine „Religion der Vernunft“ ersehne, und Dawkins' ‚Trugbild‘ unterscheide sich nicht sonderlich von „Freuds Illusion“. <sup>2</sup> Die Religion könne nicht – so de Waal weiter – durch ein wissenschaftliches Weltbild ersetzt werden. Zudem sei es schwierig, in der Wissenschaft Wegweiser für einfache Menschen zu finden. Auch wenn man in der Entstehung der Wissenschaft einen Triumph der Vernunft sehen könne, so bedeute dies nicht, „dass Menschen ihrer Natur nach zur Gänze rationale Wesen seien.“ Psychologische Untersuchungen würden beweisen, „dass wir in unserem Alltagsleben von logischen Regeln häufig abweichen.“ <sup>3</sup>

<sup>2</sup> Mateusz Hohol/Łukasz Kwiątek, Schizma w ateizmie (Schisma im Atheismus), Tygodnik Powszechny vom 23. November 2014, S. 15.

<sup>3</sup> Ebd.

Von dieser Auseinandersetzung innerhalb des „Neuen Atheismus“ abgesehen, finden sich, zumal unter Physikern, viele Theisten, die in der Harmonie des Alls und seiner mathematischen Naturgesetze das Wirken eines Schöpfergottes erkennen. Sowohl sie als auch das Schisma unter den „Neuen Atheisten“ sollte für Polens Kirche eine Herausforderung sein, sich sachlich und kritisch mit ihnen auseinanderzusetzen, statt sie zu negieren oder die „Neuen Atheisten“ lediglich polemisch zu bekämpfen. Es scheint, dass diese Aufgabe von Polens Kirche derzeit nur ungenügend wahrgenommen wird. Man findet zwar reichliche kirchliche Stellungnahmen zu „in vitro“ oder „Gender bzw. Genderismus“, nicht aber eine kritische und selbstkritische, theologische und pastorale Versäumnisse einräumende Befassung mit dem „Neuen Atheismus“, und dies, obwohl er offensichtlich für die Entscheidung polnischer Atheisten von besonderer Relevanz ist.

## Negatives Image der polnischen Kirche

Wenn über 50% der sich als ungläubig bekennenden Polen als Grund für ihren Atheismus eine negative Einstellung zur Kirche und ihren Vertretern angeben, dann sollte dies Anlass zu einer kirchlichen Selbstkritik sein. Es stellt sich nämlich die Frage, welches Bild die Kirche in der Öffentlichkeit abgibt. Entspricht es der Vorstellung, die Papst Franziskus in seinem Apostolischen Schreiben „Evangelii Gaudium“ von ihr entwirft? Ist es das Bild einer Kirche, die sich nicht verschließt, sich nicht an die eigenen Sicherheiten klammert, sondern zu den Menschen hinaus geht? Das einer Kirche, „die nicht darum besorgt ist, der Mittelpunkt zu sein“, die sich nicht „in fixe Ideen und Streitigkeiten verstrickt“? Das Bild einer Kirche, die sich nicht verschließt „in die Strukturen, die uns einen falschen Schutz geben, in die Normen, die uns in unnachsichtige Richter verwandeln, in die Gewohnheiten, in denen wir uns ruhig fühlen, während draußen eine hungrige Menschenmenge wartet und Jesus uns pausenlos wiederholt: „Gebt ihr ihnen zu essen!“ (49) Diese und weitere Aussagen in „Evangelii Gaudium“ könnten für Polens Kirche die Grundlage einer Gewissenserforschung bilden.

Eine solche Gewissenserforschung unterbreitet der Dominikaner Ludwik Wiśniewski mit seinen im „Tygodnik Powszechny“ veröffentlichten Adventsbetrachtungen. Bereits 2013 hatte er sich zu Wort gemeldet und sich insbesondere gegen eine Kirche und Gesellschaft spaltende Politisierung des Glaubens durch Pater Tadeusz Rydzyk und sein Medienimperium von Radio, Fernsehen und Zeitschriften gewandt. An dieser Situation habe sich nichts geändert. In seinem Beitrag „Wir sind an einem Wendepunkt“<sup>4</sup> beklagt er die manichäische Weltanschauung, die in den von Pater Rydzyk kontrollierten Medien ihren Ausdruck finde. Als pars pro toto sei ein Zitat aus dem Munde von Bischof Czesław Napierała im „Nasz Dziennik“ angeführt: „Sehr schwer haben es die Verkünder der Wahrheit der Guten Botschaft. Sie stehen vor einer ihnen nicht nur feindlichen Welt, sondern vor einer Welt, die Gott geradezu hasst, die die Gewissen bricht, die der Ausschweifung und Entartung huldigt, die die Mehrheit der Medien zu ihrer Verfügung hat. Hinter dieser Welt stehen die Mächte und Kräfte des Fürstens der Finsternis, des Lügners und Mörders von Anbeginn. Den Verkündern der Wahrheit drohen Verfolgung, Schikane bis zur sozialen Vernichtung.“ Das gibt ein Bischof eines Landes von sich, dessen Bewohner sich zu 88% als Katholiken bezeichnen.

Zu den Feinden der Kirche zählen für „Radio Maryja“ nicht nur antiklerikale und atheistische Kräfte, sondern auch eine imaginäre „politische jüdische Lobby“ sowie die Vertreter einer „offenen Kirche“ samt ihren Medien. Vor allem sie bilden die Zielscheibe von Czesław Bartnik, Theologieprofessor an der Katholischen Universität Lublin (KUL), einem der prominentesten Mitarbeiter von Pater Rydzyk. Unter Verdrehung der Tatsachen und Behauptung von Halbwahrheiten unterstellt er den „offenen Katholiken“, sie seien darum bemüht zu beweisen, „dass die Verbindung des Evangeliums mit der polnischen Tradition, mit Politik, Ökonomie, Kultur, Wissenschaft und Kunst ein Verrat an eben diesem Evangelium ist. [ ... ] Die Vertreter der sogenannten offenen Kirche [ ... ] betrachten die Stimme der Kirche zur Verteidigung des Lebens als Fundamentalismus,

<sup>4</sup> Ludwik Wiśniewski, Jesteśmy na zakręcie, Tygodnik Powszechny vom 16. November 2014, S. 12-17.



das öffentliche Bekenntnis des Glaubens als Fanatismus, Patriotismus – als Feindschaft gegenüber Minderheiten, die Verteidigung der Rechte der Kirche – als Klerikalismus und die liturgische Feier verschiedener polnischer Feiertage als Verbreitung eines katholischen Bekenntnisstaates.“ Jüngstes Beispiel eines nationalen Gedächtnisses unter kirchlicher Assistenz ist der von Jarosław Kaczyński und seiner Oppositionspartei „Recht und Gerechtigkeit“ (PiS) veranstaltete, gegen die regierende Bürgerplattform (PO) gerichtete Warschauer Marsch am 13. Dezember 2014, dem Gedenktag der Verhängung des Kriegsrechts, zu dessen Ehrenkomitee fünf eng mit „Radio Maryja“ verbundene Bischöfe zählten, die allerdings, offenbar auf Druck des Nuntius, kurz vor Beginn der Veranstaltung ihren Rückzug erklärten.

Es ist vor allem diese von Teilen der Kirche betriebene Politisierung, ihre offene Unterstützung der nationalkatholisch geprägten Partei „Recht und Gerechtigkeit“ (PiS), die das Image der Kirche in der Öffentlichkeit negativ bestimmt und entsprechende Gegenreaktionen hervorruft. Diese Situation im Blick schreibt Pater Wiśniewski: „In einem freien Land behandelt man nicht die demokratisch gewählte Regierung wie Okkupanten und Diebe, mit denen man nicht menschlich redet und auf die man nur mit einer vieltausendköpfigen Demonstration ‚einprügelt‘ – eben diese Überzeugung und dieses Handeln wurden zum täglichen Brot, ja zur ‚patriotischen Tat‘ vieler unserer Landsleute. Man mag es bedauern, dass sich parteigebundene Politikaster zu dieser Doktrin bekennen, doch es schmerzt mehr, wenn die Lehrer des Evangeliums der Gerechtigkeit und der Liebe so handeln – Priester und Bischöfe. Das ist dieser unselige ‚polnische Dialog‘, der die Ordnung von Recht und Moral in unserem Land destabilisiert, der viele Menschen mit Pessimismus und Wut infiziert und tiefe Gräben aufreißt zwischen Menschen derselben Mutter – des Vaterlandes, aber auch zwischen Kindern unserer zweiten Mutter – der Kirche.“ Und der viele der Kirche entfremdet und in den Unglauben führt.

Unter Anspielung auf „Radio Maryja“ vermerkt P. Wiśniewski, dass es in den letzten Jahren an einer Stimme der Bischöfe gefehlt habe, die aus der Mitte der Kirche kommen „Lügen, Heucheleien sowie die gewöhnliche Gemeinheit zu brandmarken.“

Doch anstatt zu brandmarken hat unlängst der Krakauer Kardinal Stanisław Dziwisz im Rahmen einer Feier zum 23-jährigen Bestehen von „Radio Maryja“ dem Sender den „gebührenden Dank der Kirche und der Menschen guten Willens“ ausgesprochen und betont. „Ihr habt ein großes Gut in Händen“. Dabei hatte der Kardinal noch auf einem Bischofstreffen im September 2007 in Tschenstochau erklärt: „Immer häufiger ist Radio Maryja kein Bestandteil der Einheit der polnischen Kirche, sondern ein Element politischer Offerten und eines politischen Tauziehens.“ Warum diese Kehrtwendung? „Schließlich hat der Thorner Sender seine Weltsicht weder revidiert, noch seinen Funktionsstil geändert. Weiterhin blickt er durch eine manichäische Brille auf die Welt, unterteilt die Menschen in gute und böse, sieht in der Kirche eine belagerte Festung und vermischt die Pastoral mit einem stark einseitigen politischen Engagement.“<sup>5</sup>

Es ist dieses Bild der belagerten Festung und der Vermischung von Pastoral und einem einseitigen politischen Engagement, das Polens Kirche in der Öffentlichkeit abgibt und das die Menschen, statt dass es sie anzieht, von ihr abstößt. Soweit der Atheismus der Polen hier seinen Grund hat, könnte er für die Kirche reinigend wirken – vorausgesetzt, sie nimmt die kirchenfeindlichen Argumente ernst und weist sie nicht gleich ungeprüft polemisch zurück. Vielleicht könnte ein solcher Dialog zwischen Atheisten und der Kirche, käme er denn zustande, zu einer Verbesserung des Image der Kirche beitragen.

(Übernommen aus: Polen-Analysen Nr. 157)

*Theo Mechtenberg war zunächst Vikar in Wittenberg, dann Studentenpfarrer in Magdeburg, aktiv im Arbeitskreis "Pacem in terris" und für die Versöhnung zwischen Polen und Deutschen, als Priester laiiisiert, sieben Jahre in Polen tätig und schließlich - von der Bundesrepublik aus - engagiert für eine menschenwürdige Gesellschaft in Ost und West. Gegenwärtig ist er Vorsitzender des Trägervereins des Gesamteuropäischen Studienwerks (GESW).*

\*\*\*

<sup>5</sup> Artur Sporniak, Kardynał nawraca Radio Maryja (Der Kardinal wäscht Radio Maryja rein), Tygodnik Powszechny vom 7. Dezember 2014, S. 8.

Otto Depenheuer

## Kirche und Transparenz.

Religionsgemeinschaften im staatskirchenrechtlichen System des Grundgesetzes

*Zu diesem Thema sprach am 10. September 2014 im Rahmen einer Akademietagung des Bistums Münster der Kölner Staatsrechtler und Rechtsphilosoph Otto Depenheuer. Gastgeber Bischof Felix Genn konnte zu dem brisanten Thema rund 300 Zuhörer, vorwiegend Rechtsanwälte, Notare, Richter und Justitiare begrüßen. Wir geben den Vortragstext in überarbeiteter und gekürzter Form wieder. (Red.)*

Dem Thema „Kirche und Transparenz“ wird man sich angemessen nur nähern können, wenn man zuvor ein Nachbarthema anspricht, das unsere eigentliche Fragestellung eng berührt. Es ist der Problembereich „Kommunikationskultur in der Kirche“.<sup>1</sup> Für mich, dem etwas außerhalb der Institution und ihren Derivativen stehenden Katholiken, der aber mit diesen immer wieder in Berührung kommt, fällt es auf, in welchen Sprachstil kirchliche Informationen immer wieder gekleidet sind. Ich möchte ihn als *Wohlsprech* bezeichnen. D.h.: Eine sehr vorsichtige Sprache, die sorgsam darauf bedacht ist, den Nächsten nur ja nicht zu verletzen, niemandem weh zu tun und das Gemeinte deswegen nicht direkt und offen anzusprechen und in wohlige Kuschelbegriffe zu kleiden.

### Kirchliche Kommunikationskultur

Natürlich ist nichts gegen sprachliche Empathie, gegen Rücksichtnahme, Freundlichkeit und verbale Inklusionsbemühungen zu sagen. Höchst bedenklich ist es aber, wenn es um unangenehme Sachverhalte geht, die das System, seine Grundlagen und gar seine Kernbotschaft untermi-

nieren, nämlich die Wahrheit zu sagen und Dinge zu benennen, die eben dem selbst gesetzten Wahrheitsanspruch und den religiösen und sittlichen Normen zutiefst widersprechen. D.h.: Wer unangenehme Tatsachen stets in *Wohlsprech* kleidet, läuft Gefahr, dass das, was man mitteilen möchte, nicht oder nur teilweise zur Kenntnis genommen wird oder sogar in einer Weise missverstanden wird, dass es nicht wirklich zur Kenntnis genommen wird, so dass die Kommunikation nur dem Anschein nach eine ist.

Kein Tricksen und kein Kaschieren, sondern nur offenes Aussprechen der Probleme garantiert, dass man weiß, was man wissen könnte, sollte und müsste. Es gibt aber hinreichend Indizien dafür, dass gerade dies in der Institution Kirche nicht regelmäßig der Fall ist, und dass hier nicht nur die Regeln der allgemeinen Kommunikationsleitlinien unserer Gesellschafts-, Unternehmens- und säkularen Rechtskultur ignoriert, sondern sogar die noch erheblich schärferen Normen der kirchlichen Ethik missachtet werden, Normen also, die den schärfsten Kriterien und religiös-ethischen Sanktionsmitteln (z. B. Ausschluss von der Kommunion, also der geistlich-spirituellen Kommunikationsgemeinschaft) unterliegen, wie sie von den Gläubigen eingefordert werden. Doch damit nicht genug: Oft werden gerade innerkirchliche, vor allem den Klerus betreffende Probleme und Regelverstöße bis hin zu kriminellen Handlungen durch religiöse bzw. theologisch-moralische Modifizierungen umgedeutet, verschleiert oder entschuldigt, und zwar in Fällen, die von unserer säkularen Ethik und Rechtskultur als hoch verwerflich und widerrechtlich qualifiziert werden und daher nach entsprechender Sanktionierung verlangen.

Ein Beispiel hierfür beschreibt der ehemalige Staatssekretär und Vorsitzende des Vermögensverwaltungsrates im Bistum Limburg, Jochen Riebel in einem FAZ-Interview: Wir haben die Informationen, „wie gesagt, wiederholt angemahnt. Und dann müssen Sie auch bedenken: Wäre ich in den Vermögensverwaltungsrat der Mafia in Palermo berufen worden, wäre ich mit der Einstellung hingegangen: Riebel, sei wachsam. Bei jedem Satz, der gesagt wird, musst du aufpassen, dass du nicht beschissen wirst. Wenn ich aber in ein solches Gremium eines Bischofs gehe, dann un-

<sup>1</sup> Vgl. zum Gesamthema Franz-Xaver Kaufmann, Kirchenkrise. Wie überlebt das Christentum? Freiburg i. Br. 2011; Ders., Kirche in der ambivalenten Moderne, Freiburg i. Br. 2012. - Statt der üblichen Belegtechnik muss ich mich im Folgenden auf die Angabe von Autorennamen sowie von elektronischen und Druckmedien beschränken.

terstelle ich nicht, dass dort nicht korrekt gearbeitet wird. Dann gehe ich davon aus, dass sich ein Bischof wie ein Ehrenmann verhält“ (FAZ, vom 8.10.2013). Genau das ist das Problem. Als Frage formuliert heißt dies: Was gibt uns begründete Veranlassung, von einer solchen Unterstellung auszugehen?

Ich spreche als Staatsrechtslehrer. Ich behandle also die angesprochenen Probleme aus säkularer Perspektive, aus der Perspektive der Welt, in der die Kirche lebt, ihre Botschaft verkündet und deren Sprache sie verstehen und sprechen muss, will sie gehört werden. Die Kirche hat als Institution offensichtlich ein Problem mit Transparenz. Das ist für eine sich aus der Wahrheit rechtfertigende Kirche, die die befreiende Kraft der Wahrheit als ihren Verkündigungsauftrag ansieht, wahrlich eine erstaunliche Tatsache. Ich nenne zwei herausragende Beispiele aus jüngster Vergangenheit.

## Missbrauchsfälle

Die Missbrauchsfälle in zahlreichen Ländern und nicht zuletzt auch die Art und Weise, wie kirchliche Amtsträger mit diesen Problemen umgegangen sind, haben viele treue Gläubigen abgrundtief erschüttert. Man fragt sich: Wie konnte es kommen, dass diese Missstände, von denen manches schon früher innerkirchlich bekannt geworden war, verheimlicht, vertuscht oder klein geredet wurden? So heißt es in der Analyse eines Falles: „Zunächst stand der Umstand im Vordergrund der Kritik, dass sexuell auffällige Priester in vielen Fällen nicht erkennbar bestraft, sondern lediglich in andere Tätigkeitsbereiche versetzt wurden. Die Aufmerksamkeit richtete sich nun auf Bischöfe, Ordensobere und ihre Personalverantwortlichen, die in der Hoffnung, die Umgesetzten würden zur Einsicht kommen oder wenigstens keinen weiteren Schaden mehr anrichten, enttäuscht, durch ihre Entscheidungen für weitere Taten mit verantwortlich wurden. Schließlich rückte die Verantwortung gegenüber den Opfern ins Blickfeld. Dass Kindern und Jugendlichen bei ihren Versuchen, die Sprachlosigkeit des Erlebten zu überwinden, nicht zugehört wurde: von Eltern, Lehrern und Geistlichen; dass eine allgemeine Hemmung bestand, die schwerwiegenden Vorwürfe gegen Geistliche ernst zu nehmen, dass also wahrscheinlich nur ein eher kleiner

Bruchteil der tatsächlichen Opferfälle Gegenstand kirchlicher Ermittlungen wurde; und dass diese wiederum nur die Heiligkeit der Institution und nicht das Leiden der Opfer interessierte, das wird als der eigentliche moralische Skandal angesehen.“

Das wichtigste Kapital der Kirche - die christliche Moral, durch gutes Beispiel, und nicht nur durch Worte mit erhobenem Zeigefinger, beglaubigte Glaubwürdigkeit, unbedingte Wahrhaftigkeit, gelebte Nächstenliebe, das Vertrauen in den Geistlichen und den Ordensmann als „guten Hirten“ - das ist nachhaltig erschüttert. Und was man glaubte, besonders schützen zu müssen, nämlich die Sorge um das Ansehen der Kirche, ist genau deswegen viel gravierender erschüttert worden, als dies für säkulare Institutionen gilt.

## Die Causa Limburg und die Strukturprobleme der Kirche

Es folgte alsbald die Causa des Bischofs von Limburg. Diese ist ein exemplarischer Fall, weil sich an diesem Beispiel Strukturen sowie personale und korporative Organisations- und Kommunikationsformen erkennen lassen, die mit ursächlich dafür sind, dass im Falle Limburg für alle Beteiligten eine von gutem Gewissen getragene Situation entstehen konnte, die für die Außenwirkung der Kirche katastrophal ist.

Was wir in Limburg und in den Fällen des Kindesmissbrauchs exemplarisch gesehen haben, ist einerseits „menschlich, allzumenschlich“, d.h. es kommt immer wieder vor. Daher muss Vorsorge getroffen werden, damit menschliche Schwächen auf Strukturen stoßen, die es ihr maximal schwer machen, sich voll zu entfalten. Ganz verfehlt hingegen wäre ein selbstgerechtes: „Das kann es bei uns nicht geben“. Nicht weniger problematisch wäre das Leugnen dessen, was es gemäß einer spezifisch-theologischen Sichtweise des priesterlichen Amtes ja nicht geben kann. Und wenn es dann doch geschieht, wurde und wird aus „Kirchenraison“ und „moralischer Lethargie“ auf Teufel komm raus geschwiegen, abgewiegelt, verharmlost, geleugnet (Franz-Xaver Kaufmann). Die durchaus berechtigte „Sorge um den guten Ruf der Kirche“ wird dann zum feigen Titel für die systematisch betriebene Vertuschung. Auch für ein solches Verhalten gilt: Das Ignorieren, Leugnen oder Verdrängen von Fehlern und Versagen von Angehörigen einer

Institution ist - sei es aus standesethischem oder Korpsgeist, sei es um des Zusammenstehens willen oder zur Dissoziationsvermeidung - überall anzutreffen. Besonders verwerflich aber ist, wenn diese Haltung im Kontext der Kirche zu finden ist, die - Stichwort Moralagentur - ihre theologisch-kirchliche Morallehre als der säkularer Ethik und Rechtssetzung überlegen betrachtet. Dann können die unangemessenen Reaktionsweisen, die Verschleierungen von Verfehlungen kirchlicher Amtsträger besonders unangenehm wirken.

In der Tat! Die Kirche hat einen Ruf zu verlieren, und zwar umso mehr, als sie sich selbst als Heilsanstalt, als Hüterin und Verkünderin moralischer Werte in säkularer Umwelt versteht, die anderen sagt, was gut und falsch ist. Von Christus eingesetzt, zum Heil berufen, unfehlbar in ihrem Lehramt, Garant und Lieferant der ethischen Ressourcen, die ein säkularer Staat (angeblich) nicht garantieren kann. Dieses Selbstverständnis ist schon deshalb problematisch, weil man auf seiner Grundlage nicht lernen muss, da man ja qua Selbstverständnis immer schon auf der richtigen Seite ist. Wer leugnet, kann so weitermachen wie bisher.

Aber mehr noch: Die Kirche muss in der Konsequenz des Leugnens von Verfehlungen und Missständen in ihrem Inneren auch noch Verrat an ihrer Botschaft begehen. Ihr Selbstverständnis, für die Armen, für die Entrechteten, für die Ausgegrenzten für die Zukurzgekommenen, für die Opfer, um die sich niemand kümmert, da zu sein, muss dann zweitrangig werden. Die an sich selbstverständliche Sorge um die „Opfer“ tritt hinter die Raison zurück - ein fürwahr sehr hoher Preis, den sie nun zusätzlich bezahlen muss. Kirche stand immer auf der Seite der Opfer, sah aber, wie es nun scheint, immer nur die Opfer der anderen, weil es ihr von ihrem korporativen Statusdenken „denk unmöglich“ war, die Opfer des eigenen Handelns zu erkennen. An Transparenz, an Wahrhaftigkeit führt also kein Weg vorbei. Mit entsprechenden Forderungen und Appellen, so aufrichtig sie auch gemeint sind, ist es nicht getan. Hier muss ein anderer Weg begangen werden.

## Das theologische Postulat der Wahrhaftigkeit und das Problem der Öffentlichkeit

Die Forderung nach Wahrhaftigkeit und

Transparenz kann nicht nur als theologisches Postulat, etwa im Sinne eines Kompetenzvorbehalts betrachtet werden, sondern sie muss vielmehr als eine Obliegenheit der Kirche im säkularen Staat sichtbar werden. Mit anderen Worten: Die Kirche bedarf der Transparenz um ihrer fortdauernden Anerkennung in der Welt willen. Verliert sie diese Anerkennung, so untergräbt sie ihre Kooperationsfähigkeit und langfristig auch ihre privilegierte Rechtsstellung, wie sie ihr etwa das Grundgesetz im Staat der Bundesrepublik Deutschland einräumt (Art. 140 GG). Des Weiteren möchte ich versuchen, das immer wieder anzutreffende Phänomen der Intransparenz als strukturelle Problematik der Kirche sichtbar zu machen, d.h. das System der Katholischen Kirche soziologisch zu beschreiben. Damit werden die skandalträchtigen Vorkommnisse zwar nicht besser, aber sie lassen sich dann - ebenso wenig wie die innerkirchlichen Reaktionen auf das Öffentlich-Werden - nicht mehr rechtfertigen, insofern sie durch die sachliche Beschreibung als in sich plausibel und daher nachvollziehbar verstanden werden können. Denn nur wenn man diese Problematik versteht, kann man auch versuchen das Möglichste zu tun, die Situation zu verbessern, weil man die „Stellschrauben“ kennt, über die man verfügt oder auch nicht verfügt.

Warum tut sich Kirche so schwer mit Transparenz? Weil sie Angst hat, dass Ihr Wahrheitsanspruch gefährdet sein könnte? Doch wohl kaum, versteht sie sich doch als Heilige Kirche, als von Gott gegründete Heilsanstalt, vom Stellvertreter Christi geleitet, dem die Unfehlbarkeit des Amtes eignet, einer Kirche also, der zugesagt ist, „die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen“. Meine These: diese Neigung zur Intransparenz hat keine rational-funktionale Ursache, sondern ist im System ihrer charismatischen Herrschaftsstruktur angelegt und findet in diesem ihre Grundlage.

## Infallibilität und Amtscharisma: Fehler werden „denk unmöglich“

Max Weber zeigt den Charakter und damit auch die Gefährdungen charismatischer Herrschaft in der modernen Welt auf. Die Scheidung von Amt und Person, d.h. die Immunisierung des Amtes gegen seinen konkreten Inhaber aber will heute immer weniger gelingen. Sie führt dazu, dass sich Skandale ereignen, die Kirche aber mit den

daraus erwachsenen Herausforderungen aus strukturellen Gründen nicht fertig wird mit der Folge, dass auf den Skandal des Fehlverhaltens der Skandal des Vertuschens folgt, der Skandal der Opfervergesenheit folgt, der Wille zur Selbstreinigung misslingt und nicht einmal die fällige öffentliche Buße der Betroffenen ein wenig Versöhnung schaffen kann.

Ein Beispiel hierfür bietet das Interview des Präfekten der Römischen Glaubenskongregation, Erzbischof Gerhard Ludwig Müller. Er umschreibt den Kern charismatischer Herrschaft mit kaum zu überbietender Deutlichkeit: „Der Bischof wird von Christus erwählt und vom Heiligen Geist eingesetzt“ - so seine Äußerung in der Causa Limburg. Das ist charismatische Herrschaftsbegründung „pur“. Wenn das aber stimmt, dann werden bestimmte Verhaltensweisen von charismatisch legitimierte Priestern, Bischöfen und Päpsten „denk unmöglich“. Dann kann nicht sein, was nicht sein darf, denn andernfalls wäre ja Gott in der Mithaftung, war er es doch, der den Bischof erwählt und eingesetzt hat. Zwar gibt es auch in der Kirche fehlsame Menschen, und die Kirche weiß es und bekennt sich dazu: „In der Theologie gab und gibt es immer auch Versuch und Irrtum, Größe und Grenze selbst bei den Kirchenlehrern wie etwa Augustinus, Thomas von Aquin und Theologen wie Newman oder Rahner und von Balthasar“ und - ich erlaube mir zu ergänzen - Heilige und Sünder, Tugendhafte und Verbrecher, so der Präfekt der Römischen Glaubenskongregation, Erzbischof Gerhard Ludwig Müller (FAZ, 14.04.2014). Damit wird dann doch denkbar, was eigentlich denk unmöglich ist. Denn obwohl „der Bischof (...) von Christus erwählt und vom Heiligen Geist eingesetzt“ wird, kann er Fehler machen, unmoralisch, verwerflich und kriminell handeln, bis über die Grenze der Strafbarkeit hinaus. Man merkt sofort: Auf der Grundlage dieser Argumentation des obersten Glaubenswächters kann das Problem im Kern nicht diskutiert, nicht angegangen und noch weniger bewältigt werden. Der Hinweis auf den *character indelebilis*, das unauslöschliche Merkmal, das mit dem Sakrament der Bischofsweihe der Amtsperson eingepreßt wird, ist ein Schutzschild, das natürlich vor allem die Glaubensgemeinschaft betrifft. Die Kirche kann die Probleme nicht an der Wurzel behandeln, weil die Person

als sakrosankt, also hochheilig und unverletzlich betrachtet wird. Deswegen kommt es dann zwangsläufig zu den verzweifelten, hilflosen und untauglichen Reaktionen auf die nunmehr öffentlich bekannten, nicht mehr zu leugnenden Tatsachen und das elementare Fehlverhalten der geweihten kirchlichen Repräsentanten. Da die theoretischen Prämissen an die erfahrbare Realität gar nicht heranreichen, muss dann die Realität buchstäblich als „denk unmöglich“ umgedeutet werden. Den Begriff des „Denk unmöglichen“ hat meines Wissens erstmals Bischof Krenn hinsichtlich der Causa Groer, des Erzbischofs von Wien, verwendet: „Dass nicht sein kann, was nicht sein darf“. Das Leugnen, das Wegsehen und gar das Einstehen für die Folgen sind völlig systemkonform.

Um das Charisma des Bischofs zu wahren, müssen die Verfehlungen des Inhabers geleugnet werden. Beide Prämissen - von Gott erwählt, aber leider ein Kinderschänder - schließen im Grunde einander aus. Hier scheint mir dringlicher wie nachhaltiger theologischer Differenzierungs- und Präzisionsbedarf zu liegen. Dies erscheint umso wichtiger zu sein, als ein Problem, das man in seiner Tiefendimension gar nicht ansprechen und diskutieren kann, nicht nur nicht gelöst wird, sondern voraussehbar und mit zwingender Logik zu Ausweichmanövern zweifelhafter Art und für die kirchliche Gemeinschaft zu schwerer Schädigung führen muss.

## Angst vor der Wahrheit: Leugnen und Vertuschen

Die Angst aber vor der Offenlegung eigener Fehler führt dann zu aggressiver Gegenwehr nach dem Motto: „Angriff ist die beste Verteidigung“. In diesem Sinne wird eine „Pogromstimmung gegen die katholische Kirche“ diagnostiziert (Bischof Müller). Hier zeigt sich ein geradezu erschreckendes Maß an fehlendem Urteilsvermögen und eine institutionalisierte Unfähigkeit, mit berechtigter wie auch mit unberechtigter Kritik umzugehen.

Wenn Leugnung und Gegenangriff („Pogrom-Vorwurf“ u.a.) ausgereizt sind, gibt es eine weitere Alternative: Der Mitarbeiter des betreffenden Amtsinhabers war schuld. Man schiebt dann also die Verantwortung vollends ab, wodurch der Schaden nur noch größer wird und moralische Autorität nur noch mehr beschädigt wird.

Exemplarisch hierfür ist insoweit wiederum Tebartz-van Elst, der die Verantwortung für sein Verhalten abgelehnt hat mit der Begründung: „Letztverantwortung“ bedeutet, „dass sie sich in der Nachfolge der Apostel an den Herrn der Kirche richtet“. D.h., dass sich der Bischof als „Zeuge der Wahrheit“ sieht, sein Verantwortungsbereich „nicht jedoch als Ausdruck einer verwaltungsmäßigen All- und Detailzuständigkeit“ zu verstehen sei (FAZ, 28.03.2014). Juristisch gesehen ist das ein klassischer Fall von „autokratischem Amtsverständnis“. Noch skandalöser aber ist die Reaktion von Kardinal Groer, der sich zu den Vorwürfen des Missbrauchs von Zöglingen und Mitbrüdern nach jahrelangem Schweigen wie folgt äußerte: „Ich bitte Gott und die Menschen um Vergebung, wenn ich Schuld auf mich geladen habe“ (Die Welt, 14.5.1998). Das ist nun der höchst peinliche Fall einer Konditionalentschuldigung.

## Verwaltungsdefizit des Kirche: Verfahrensblindheit

Die Fälle zeigen: Aufgrund der monistischen Strukturen der Kirche gibt es keine effektiven Verfahren der Selbstreinigung. Der Kirche eignet elementare Blindheit gegenüber der Rationalität des Verwaltungsverfahrens mit ihren - aus rechtsstaatlicher Perspektive gesehen - elementaren Geboten wie den Zuständigkeitsregeln, den formellen Rechtsmäßigkeitvoraussetzungen wie des rechtlichen Gehörs, der Fairness, der Öffentlichkeit und der Begründung.

Feststellen muss man ferner die Geringerschätzung von Verfahren, was sich als Folge des charismatischen Amtsverständnisses, etwa im Sinne von Max Weber erweist. Bischöfe agieren nach wie vor als absolutistische Monarchen. Hierarchie, Personalität, Zuständigkeit für alles, hingegen fehlen Gewaltenteilung und organisierte Rationalität - wie im alten Reich. Der Grund ist leicht erkennbar: Angesichts eines solchen Wahrheits- und Amtsverständnisses kann kein Sensorium für Fehler, Machtkalküle und „Herrschaft“ entstehen. Alle werden ideologisch als Glieder der einen organischen Gemeinschaft qualifiziert, genau damit aber effektiv mundtot gemacht. Die Kirche kennt „weder eine Form oder ein geordnetes Verfahren der Anstellung oder Absetzung, (...) noch eine Kontroll- oder Berufungsinstanz“, noch endlich bestehen unabhängige

ständige Institutionen nach der Art bürokratischer Behörden (Max Weber). Das ist idealtypisch gezeichnet, aber es passt im Kern auf die kirchliche Verwaltung.

Der Bischof ist immer die oberste und letzte Entscheidungsinstanz. Er kann daher aber - auch in irdischen Angelegenheiten nie falsch liegen; das ist „denkunmöglich“. Das Kirchenrecht ist gleichsam nur ein internes Ordnungsrecht nach Maßgabe der geistlichen Obrigkeit. Was die Kirche setzt, das kann sie widerrufen, sich selbst aber davon dispensieren. So auch Tebartz-van Elst: Er entmachtete entgegen dem Kirchenrecht die zuständigen Gremien, keiner aber hat etwas dagegen unternommen. Warum konnte das so geschehen? Nun, es gibt keine Verfahren, es stehen keine unabhängigen Institutionen bereit, die in der Lage wären, zu kontrollieren und zu korrigieren. Wer als interner Mitarbeiter in seiner Not nach außen redet („petzt“), hat keinen guten Leumund: Er ist Denunziant und gilt als Verräter.

Die Kirche ist - verwaltungstechnisch und strukturell betrachtet - im Mittelalter stehen geblieben. Papst und Bischöfe sind in ihrem Jurisdiktionsbereich absolute Monarchen geblieben mit potentieller Allzuständigkeit. Die (gegen das Kirchenrecht gerichtete) falsche Sorge um den Ruf der Kirche darf - so Papst Benedikt XVI. in einem Hirtenbrief an die Bischöfe - nie mehr passieren. Das ist sicherlich ernst gemeint, aber dazu bedarf es der Errichtung entsprechender Strukturen. Hier könnte die Kirche vom Staat lernen. Ich nenne aus der Geschichte der Entwicklung der modernen Staatlichkeit die wichtigsten Prinzipien: *institutionelle und kompetenzielle Ausdifferenzierung und Subsidiarität*. Das letztere Prinzip hat die Kirche gemäß den Leitlinien der Sozialenzyklika *Quadragesimo anno: Über die Gesellschaftliche Ordnung* (1931) dem politischen Gemeinwesen empfohlen, um der Zentralisierung von Macht- und Lenkungsinstrumenten begegnen zu können. Für die innerkirchliche Organisation aber wurde das zentrale Prinzip der christlichen Sozialethik bisher kaum berücksichtigt (Oswald von Nell-Breuning).

## Angst vor dem Verlust des Charismas

Die charismatische Autorität ist ihrem Wesen entsprechend labil. „Der Träger kann das Charisma einbüßen, sich als ,von

seinem Gott verlassen‘ fühlen, wie Jesus am Kreuz. Dann ist seine Sendung erloschen, und die die Hoffnung erwartet und sucht sich einen neuen Träger. Ihn aber verlässt seine Anhängerschaft, denn das reine Charisma kennt keine andere ‚Legitimität‘ als die, die aus eigener, sich stets neu bewährter Kraft folgt. Der charismatische Held leitet seine Autorität nicht wie eine amtliche ‚Kompetenz‘ aus Ordnungen und Satzungen und nicht wie die patrimoniale Gewalt aus hergebrachtem Brauch oder feudalem Treueversprechen ab, sondern er gewinnt und behält sie nur durch *Bewährung* seiner Kräfte im Leben. Er muss Wunder tun, wenn er ein Prophet ist, Heldentaten vollbringen und ein Kriegsführer sein will. Vor allem aber muss sich seine göttliche Sendung darin ‚bewähren‘, dass es denen, die sich ihm gläubig hingeben, *wohlergeht*. Wenn nicht, so ist er offenbar nicht der von den Göttern gesandte Herr. Dieser sehr ernsthafte Sinn des genuinen Charismas steht offensichtlich in radikalem Gegensatz zu den bequemen Präntationen des heutigen ‚Gottesgnadentums‘ mit seiner Verweisung auf den ‚unerforschlichen‘ Ratschluss Gottes, ‚welchem allein der Monarch verantwortlich sei‘, — während der genuin-charismatische Herrscher gerade umgekehrt den Beherrschten verantwortlich ist. Dafür nämlich und ausschließlich dafür: dass gerade er persönlich wirklich der gottgewollte Herr sei. Der Träger einer in wichtigen Resten noch echt charismatischen Gewalt (...) klagt sich, wenn es seiner Verwaltung nicht gelingt, eine Not der Beherrschten zu bannen (...), öffentlich vor allem Volk seiner eigenen Sünden und Unzulänglichkeiten an. (...) Versöhnt auch diese Buße die Götter nicht, so gewärtigt er Absetzung und Tod. (...) Mit Aufhören der Anerkennung des Volkes ist (...) der Herr ein einfacher Privatmann und, wenn er mehr sein will, ein strafwürdiger Usurpator“ (Max Weber).

Die Rücktritte von Groer, Mixa, Tebartzvan Elst: Sie sind kaum Ausdruck der Einsicht in die eigene Schuld, sie verraten keine Reue, sind nicht glaubwürdig und können daher auch nicht versöhnen. Ganz anders die Legende um Papst Gregor, der sich dadurch vom schlimmsten Sünder - er hatte Schwester und Mutter geschändet - zum begnadeten Kirchenfürsten läutert, dass er sich im Bewusstsein der Sünde bis zu ei-

nem Stückchen Moos auf einem Felsen verkleinerte (Thomas Mann).

## Die Moderne und der Weg von der charismatischen zur rationalen Herrschaft

Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation hatte seine einheitsstiftende Kraft ursprünglich daraus gezogen, dass es eine *societas perfecta* im aristotelischen Sinne darstellte: eine heilige Ordnung, die alle Lebensbereiche umfasste und ungeschieden geistlich-religiös und weltlich-politisch war. Kaiser und Papst waren nicht Repräsentanten einerseits der geistlichen, andererseits der weltlichen Ordnung, sondern Inhaber verschiedener Ämter der einen *res publica christiana*. Aufgelöst wurde diese Einheitsvorstellung vor allem von der sich zur rationalen Wissenschaft bildenden Theologie: diese erarbeitete die Trennung von geistlicher und weltlicher Macht. Theoretische Verselbständigung, Trennung und Konkurrenz der beiden Teilsysteme Staat und Kirche beinhalteten aber auch die reale Möglichkeit des Konfliktes zwischen ihnen. Tatsächlich führten die hermeneutischen Disputationen und die daraus resultierenden kritischen Anfragen zu Divergenzen über den Inhalt der Offenbarung.

Konnte sich das päpstliche Lehramt noch eine Zeitlang gegenüber diesen behaupten, so brach mit dem Thesenanschlag Martin Luthers 1517 und dem Postulat *sola scriptura*, deren maßgeblicher Interpret der Gläubige selbst sei, die Einheit des katholischen Glaubens auf und entlud sich in den religiös-konfessionellen Bürgerkriegen des 16. und 17. Jahrhunderts. Der weltliche Staat stand dabei zunächst ganz im Dienste der geistlichen Parteien und des von diesen vertretenen Wahrheitsanspruchs.

Exemplarisch zeigt sich dieses Selbstverständnis im Gelöbnis, das Ferdinand II. von Österreich bei Antritt seiner Regierung in der Steiermark ablegte: „Lieber über eine Wüste herrschen, lieber Wasser und Brot genießen, mit Weib und Kind betteln gehen, seinen Leib in Stücke hauen lassen, als ein Unrecht gegen die Kirche, als die Ketzerei zu dulden“ (zit. n. Rudolf Burger, in: Leviathan 1997). In dieser - logisch konsequenten, aber blutig-brutalen - Logik der Wahrheit waren sich alle damaligen Religionsparteien einig -, Katholiken ebenso wie ihre Augsburger Konfessionsverwandten. Der

religiöse Konflikt wurde zum politischen Kampf, und als solcher musste er gnadenlos und kompromisslos werden. Schließlich stritten die Konfliktparteien im Namen Gottes um ihre theologischen Wahrheitsansprüche. Die Religionskriege stürzten große Teile Europas in jahrzehntelange Massaker und entvölkerten ganze Landstriche. Gerade dadurch aber wurde - ungewollt und unbewusst - der Grund für den Durchbruch der Idee des modernen, d.h. des souveränen und säkularen Staates gelegt und dessen Realisierung in die Wege geleitet. Der Ausweg aus der Krise konnte nur in der Depotenzenzierung der Religionsparteien und der Eliminierung der religiös-kirchlichen Wahrheitsansprüche im politischen Gemeinwesen liegen.

Zu diesem Zweck musste ein absolut sicherer Punkt jenseits der hermeneutischen Disputationen über den Wahrheitsgehalt von Offenbarungstexten, d.h. eine kultur- und konfessionsunabhängige Form der Wahrheit gefunden werden, deren Wahrheit alle Menschen einsehen können, gleichgültig welcher Religion, Kultur, Nation oder welchem Volk sie angehörten. Inhalt dieser säkularen Wahrheit war der Frieden, ihr Sachwalter der absolutistische, säkulare Staat (Helmut Quaritsch). Thomas Hobbes, der große Theoretiker der Emanzipation der weltlichen von der geistlichen Macht, ging dabei von einem unpräzisen, formellen und äußerlichen Begriff des Friedens aus, der nicht auf das Leben in der Wahrheit abstellte, sondern auf das Schweigen der Waffen. Diesen Frieden als das Ende des *bellum omnium contra omnes* (des Krieges aller gegen alle) kann nur der Staat als souveräne Entscheidungseinheit und Ordnungsmacht garantieren. Der moderne Staat ist seither neutrale Instanz, die über den streitenden Religionsparteien steht. Mit der französischen Revolution hörte der Staat schließlich gänzlich auf, Religion und Kirche zu seiner Sache zu machen. Religion wird Privatangelegenheit des Einzelnen und damit ist die Entwicklung zur Säkularität des modernen Staates strukturell abgeschlossen. Über viele Jahrzehnte hinweg verweigerte sich die katholische Kirche indes der modernen Welt. Erst mit der Erklärung über die Religionsfreiheit (*Dignitatis humanae*) des II. Vatikanischen Konzils 1962-1965 vollendete die Kirche ihr *Aggiornamento*, d.h. ihre An-

passung an die Realität säkularer Staatlichkeit und pluralistischer Gesellschaft.

## Statt theologischer Wahrheitsansprüche: Frieden durch Relativismus

In der Wahrung des Friedens liegt die *Wahrheit* des säkularen Staates. Nur kann der Staat für seine Wahrheit nicht mehr eine übergreifende transzendente Idee ins Feld führen, sondern nur eine transzendente, gerichtet auf die formellen und verfahrensmäßigen Bedingungen der Möglichkeit eines friedlichen und freien Zusammenlebens der Bürger, den Subjekten des Gemeinwesens. Die neue Leitidee besteht dann in der staatlich garantierten prinzipiellen Ergebnisoffenheit des politischen und gesellschaftlichen Prozesses, dessen Resultate um des Friedens willen von allen akzeptiert werden müssen. Der weltanschaulich neutrale Staat begnügt sich mit dieser vorletzten Wahrheit der Vernunft, um nicht in den Fragen der *letzten Dinge* Partei ergreifen zu müssen. Als Staat entsagt er prinzipiell letzter Erkenntnis, nicht aus erkenntnistheoretischer Skepsis, sondern aus vernunftgeleiteter Überzeugung. Im Dienste seines unbedingten Friedensauftrages beschränkt er seine Aufgabe darauf, die allen gleiche Freiheit unter Friedlichkeitsbedingungen zu garantieren.

Der moderne Staat verdankt seine Rechtfertigung rationaler Vernunft, ist daher kultur- und konfessionsunabhängig und damit anderen Erkenntnisformen - narrativen oder hermeneutischen - insoweit überlegen, als die rationale Wahrheit des Staates allen Menschen einsichtig sein muss. Als abstrakte und formale Wahrheit verbindet sie die Menschen und eint sie durch die Zivilisation des Friedens. Während konkrete Kulturen und Religionen die Menschen trennen, vereint sie die Zivilisation des Staates, indem er die Bedingungen der Möglichkeit friedlichen Zusammenlebens bereitstellt und garantiert. Getragen wird diese staatliche Friedensordnung durch das staatliche Gewaltmonopol. Dieses hindert den Bürger an privater Durchsetzung seiner vermeintlichen Rechte und Wahrheiten. Allein der Staat spricht in und durch seine Gerichte *Recht*, allein er setzt dieses Recht im Grenzfall auf der Grundlage seines Monopols physischer Gewalt gegen Widerstand effektiv durch, und allein er



vermag deshalb auch grundrechtliche Freiheit rechtspraktisch zu garantieren. Damit haben die staatlich garantierten Grundrechte wie Religionsfreiheit, Gewissensfreiheit, Glaubensfreiheit, Kultusfreiheit, religiöse Vereinigungsfreiheit u. a. im Staat sowohl ihren Adressaten, die Freiheit des Bürgers gegen den Staat, sowie ihren Gewährsträger, die durch den Staat garantierten Grundrechte, gefunden (Paul Kirchhoff).

## Gegenläufige Letztwerte: Wahrheit oder Frieden

Aber der weltanschaulich neutrale Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst, d.h. mit den Mitteln des Rechts allein nicht bewältigen kann (Ernst-Wolfgang Böckenförde). Das politische Gemeinwesen bedarf entsprechend religiös-sittlicher Grundlagen und Impulse, es bedarf der Religion, aber nicht nur vagabundierender Religionen und religiöser Ideen, sondern geoffenbarter, kontextunabhängiger und insofern unwandelbarer Wahrheit, einer Wahrheit, die von Gott her kommt und die deshalb „nicht zur Disposition“ steht (Joseph Ratzinger). Findet hier der *kirchliche Wohlsprech* nicht dann doch seine subkutanen Gründe? Wer etwas deutlich sagt, läuft Gefahr, denunziert zu werden, er stehe nicht auf dem Boden der katholischen Wahrheit. Und diese Gefahr ist allgegenwärtig: Zwischen Wahrheit und Unwahrheit gibt es abstrakt gesehen, keine fließenden Übergänge. Alles, was nicht wahr ist, ist unwahr. Das mussten in der Kirche viele Geistlichen und Laien erfahren: innerkirchliche Isolierung, Entzug der Lehrerlaubnis, des nihil obstat, Verurteilungen von Theologen wegen Irrlehre, Häresie, Ketzerei - die Liste der Verurteilten und Ausgeschlossenen ist lang. Dabei haben viele von ihnen - genau besehen - gar keine „Falschlehren“ verbreitet. Nein, sie unterlagen nur allzu oft mit ihren „Mindermeinungen“ dem vom kirchlichen Lehramt absolutistisch definierten Wahrheitsanspruch gemäß der Definitionshoheit und des Unfehlbarkeitsanspruchs des Papstes.

Wie anders hingegen sind die Positionen des Staates und des Staatsrechts und des von ihm geschützten Freiheitsraumes, der in der Moderne überhaupt erst die Voraussetzung darstellt, dass sich der kirchlich-theologische Wahrheitsanspruch überhaupt in der Öffentlichkeit friedlich artikulieren

kann - freilich in Konkurrenz verschiedener kirchlicher Gemeinschaften, Religionen und Weltanschauungen.

Die erkenntnistheoretische Ausgangsposition und Ordnungsperspektive des Staatsrechts unterscheidet sich grundlegend von der theologisch-kanonistischen Perspektive von Ordnung und Institution. Dem Staat geht es um inneren und äußeren Frieden, nicht um Wahrheit. Das Staatsrecht kann nicht und darf auch daher nicht von religiösen Glaubensüberzeugungen des Einzelnen ausgehen. Der Glaube ist für das einzelne Individuum ein unverzichtbares Gut, theologisch notwendig und grundrechtlich legitim. Aber Verbindlichkeit vermögen diese Glaubensüberzeugungen nur für den zu erzeugen, der sie glaubt, sowie für diejenigen, die diese Glaubensüberzeugungen teilen. Das Staatsrecht geht aus von der - auch religiösen - Heterogenität der Menschen und erhebt den ethischen Anspruch, für alle Bürger, unabhängig von ihren Glaubensüberzeugungen und sonstigen Eigentümlichkeiten, in gleicher Weise akzeptabel zu sein. Staatsrechtliche Ordnungsentwürfe müssen daher nicht nur für die „Menschen guten Willens“, sondern - um ein berühmtes Diktum Immanuel Kants aufzugreifen - auch für ein „Volk von Teufeln“ überzeugend sein und gelebt werden können. Sozialethische Begründungen, die auf einer religiösen oder weltanschaulichen Wahrheit beruhen, sind aus der Sicht des modernen Staates und liberal-rechtstaatlicher Verfassungen legitim, aber relativ. Jedem Menschen steht es frei, den staatsbürgerlichen Rechten und Grundfreiheiten anzuhängen, sie zu vertreten und für sie mit überzeugenden Argumenten zu werben. Aus sich heraus legitimieren sie indes keinen allgemeinverbindlichen Geltungsanspruch. Religiöse Wahrheitsüberzeugungen und sozialethische Ableitungen können sich im relativistischen demokratischen Diskurs nur im Wege von Mehrheitsentscheidungen durchsetzen. Staatsrechtlich gilt der Fundamentalsatz des modernen Staates: „auctoritas non veritas facit legem“ („Die Autorität, nicht die Wahrheit macht das Gesetz“; Thomas Hobbes, *Leviathan*, Kap. 26).

## Die gemeinsame Suche nach der Wahrheit

In bestimmter Weise gilt auch für die Kirche, dass im Sinne aufrichtiger Wahrheitsuche „der Weg das Ziel“ ist, und weniger

die doktrinaire Belehrung der Welt aus der Wahrheit. Zu diesem Zwecke wünschte man sich etwas mehr erkenntnistheoretische Reflexionsbereitschaft innerhalb der Kirche, um die Wahrheit „an sich“ von der Frage ihrer menschlichen Erkennbarkeit und der Existenz des Menschen in einer kontingenten Welt zu unterscheiden. Die 2000-jährige Geschichte der Kirche bietet viele Beispiele dafür, wie sehr sich Überzeugungen und Lehrmeinungen geändert haben und wie „Wahrheiten“, die als „unfehlbare Glaubenssätze“ verkündet wurden, dann doch, wenn auch nicht widerrufen, so doch wenigstens angepasst oder „umgedeutet“ werden mussten, so dass von der einstigen Intention nicht mehr viel übrig blieb (Rudolf Uertz, Neuscholastik, imprimatur 6/2013). Wir sehen, dass dieses spezifische Wahrheitsverständnis eng mit dem traditionalistischen Rechtsverständnis der Kirche zusammenhängt, die „immer Neues hervorholt, das mit dem Alten in Einklang steht“ (*Dignitatis humanae, Nr. 1*). Josef Isensee hat dies treffend als „Kompostierungseffekt“ bezeichnet.

Welche Freiräume der theologischen Diskussion es geben könnte, hat Erzbischof Oscar Andres Kardinal Rodriguez Maradiaga SDB aus Honduras (er ist übrigens ein Orgelspieler) kürzlich in einer ungewöhnlichen Kritik am Präfekten der Glaubenskongregation, Gerhard Ludwig Kardinal Müller angezeigt: „Mein Bruder, Du solltest ein wenig flexibel sein. (...) „Ich habe es gelesen, ja. Und ich dachte: ‚Okay, vielleicht hast Du Recht, vielleicht aber auch nicht.‘ Ich meine, ich verstehe ihn: Er ist Deutscher - ja, ich muss das sagen, er ist oben-drein Professor, ein deutscher Theologieprofessor. In seiner Mentalität gibt es nur richtig oder falsch, das war’s. Aber ich sage: ‚Die Welt, mein Bruder, die Welt ist nicht so. Du solltest ein wenig flexibel sein, wenn du andere Stimmen hörst, damit du nicht nur zuhörst und sagst, nein, hier ist die Wand. Also, ich glaube, er wird dahin gelangen, andere Ansichten zu verstehen. Aber jetzt ist er halt noch am Anfang, hört bloß auf seinen Beraterstab“ (Katholisches.info, 21.1.2014).

## Schluss

Ein schönes Plädoyer für theologische Dehnungsfugen. Ähnlich formuliert es auch der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Reinhard Marx,

in einem FAZ-Interview (04.09.2014): „Wir müssen das Schweigen angesichts des Scheiterns (der Ehe) überwinden, selbst Jesus hat schon über Scheitern und Scheidung gesprochen. Die Unauflöslichkeit der Ehe ist eine Verheißung, sie ist nicht einfach eine Norm, die zu erfüllen ist.“ Man darf dann vielleicht folgern: Wenn der *Weg von der Norm zur Verheißung* so kurz ist und so befreiend wirken kann, dann war vielleicht der umgekehrte *Weg von der Verheißung zur Norm* ein Fehler, ein kleiner Kardinalfehler.

„In der katholischen Kirche geschehen (jedoch) erstaunliche Dinge, seitdem der Papst Franziskus heißt. Mit einem Mal trauen sich Geistliche, Dinge auszusprechen (sc. humanae vitae), die ihnen früher schlecht bekommen wären. (...) Wird nun also die große Debatte nachgeholt, die 1968 nicht stattfinden durfte?“ (Thomas Gutscher, FAS, 07.09.2014). Die päpstlichen Weisungen zur Sexual- und Beziehungsethik werden nun aber nicht nur ignoriert, sie sind der Mehrheit der Katholiken gar nicht bekannt, wie eine Umfrage der deutschen Bischöfe 2014 ergab. Nach Max Weber endet mit dem „Aufhören der Anerkennung des Volkes“ die charismatische Herrschaft. So weit ist es noch nicht gekommen. Aber die Erosion des Glaubens in Deutschland ist unübersehbar, und ein nicht geringer Teil davon geht auf die Probleme zurück, die hier Thema waren. Für die katholische Kirche gilt für ihren Umgang mit Transparenz in einem existentiellen Sinne, was Rabbi Hillel in die schönen Worte kleidet: „Wenn nicht jetzt wann dann?“ Hoffnung macht deshalb ein Satz wie der von Kardinal Reinhard Marx: „Es gibt nur einen Faktor, (um die Stellung und das Ansehen der Kirche wiederherzustellen), den wir selbst verändern können: Die Qualität unserer Arbeit in der Seelsorge und in der Caritas, die Kultur der Gottesdienste, das Klima an unseren Schulen, der Umgang mit Tod und Leid in unseren Krankenhäusern. Unsere Einrichtungen müssen nicht nur die kirchlichsten sein, sondern vor allem die besten“ (FAZ.net, 04.09.2014). Ich ergänze hoffnungsvoll: die Form der öffentlichen Kommunikation, der Zugang zu den Sakramenten als Einladung an alle „Beladenen“ und nicht als Belohnung für buchstabengetreu lebende Gläubige (Papst Franziskus), die Freude an der wahrheitssuchenden Diskussion, statt die inquisitorische Suche

nach Abweichungen von der einen Wahrheit: Nur dann wird die Wahrheit frei machen und nur dann kann der Glaube Berge versetzen.

Meine Hoffnung ist: Wenn die Dogmen - und ich ergänze: wenn die Verwaltungsstrukturen, ihre Transparenz etc. - der katholischen Kirche so schön und transparent wären wie ihre Kirchenmusik - wir hätten den Himmel auf Erden.

*Professor Dr. Otto Depenheuer ist Ordinarius für Allgemeine Staatslehre, Öffentliches Recht und Rechtsphilosophie an der Universität zu Köln. Außer seiner juristischen Ausbildung absolvierte er auch ein Studium der Orgelmusik. Nebenamtlich versieht er regelmäßig sonntags in der Pfarrei St. Elisabeth in Bonn den Organistendienst.*

\*\*\*

Paul Glotter

## Gottes Ratschlüsse im Panzerschrank

Wie Kardinal Marx Sexualstraftaten gegen Kinder „aufarbeitet“

Wer kennt ihn nicht, den „Münchner im Himmel“, den liebenswürdigen „Dienstmann Aloisius“, der nach seinem Ableben hier auf Erden und nach seinem fliegenden Wechsel ins Jenseits oben über den Wolken erst mal laut herumpolterte und Petrus zornig anfuhr, was das für ein „Scheißladen hier heroben“ sei, wo’s noch nicht mal einen richtigen Schmalzler und eine gut gezapfte Maß Bier gebe.

Noch heute ist Aloisius stolz, dass er den himmlischen Heerscharen damals die Stirn bot und dass sie ihn dann postwendend zum Sonderbotschafter ernannten und ihm den streng vertraulichen Auftrag gaben, fortan der Bayerischen Staatsregierung sowie den Chefs des Erzbistums München und Freising die göttlichen Ratschlüsse zu überbringen.

Als Aloisius im Oktober 2011 wieder einmal in München weilte und die Gelegenheit

zu einem kleinen Abstecher ins Ordinariat nutzte, um dort nachzuhören, wie die letzten Empfehlungen des lieben Gottes so „angekommen“ seien, schauten ihn Kardinal Reinhard Marx und sein wie aus dem Ei gepellter Generalvikar Professor Dr. Dr. Peter Beer über ihre Schreibtische hinweg erst mal entgeistert an, bis sich der Marx verlegen räusperte und meinte, dass hier ganz offensichtlich ein peinliches Missverständnis vorliege und eine sehr bedauerliche Panne passiert sein müsse.

Beim Stichwort „Panne“ leuchteten die Augen von Generalvikar Beer, weil er sich sofort daran erinnert hatte, dass es da ja immer noch den Prälat Josef Obermaier gibt, der sich trotz seiner im Rahmen hausinterner Reformen erfolgten Verabschiedung in den vorzeitigen Ruhestand freundlicherweise bereit erklärt hatte, weiterhin für alle Pannen im Ordinariat gerade zu stehen und für skandalunwitterte Entscheidungen seiner Vorgesetzten ungefragt die volle Verantwortung zu übernehmen.

Man bat Aloisius um ein wenig Geduld, stellte ihm – wie immer – sein geliebtes „Paulaner“ auf die kleine Anrichte neben der Tür (was auch gleich seine Wirkung zeigte!) und bestellte den ehemaligen Chef des Seelsorgeamtes zu einer „dringenden Unterredung“. Um Viertel vor Elf traf Obermaier schließlich ein, bat um Entschuldigung für die kleine Verspätung und erkundigte sich gleich, womit er diesmal dienen könne.

„So, wie es aussieht, lieber Prälat“, ging Marx sofort in medias res, „sind uns die beiden letzten Sendungen der göttlichen Ratschlüsse abhanden gekommen und allem Anschein nach spurlos verschwunden. Irgendjemand hat da wohl mal wieder seine Aufsichtspflicht grob verletzt und nicht bemerkt, wie die versiegelten Briefe versehentlich in einem Papierkorb landeten!“ Obermaier runzelte die Stirn, dachte einen Moment nach und erklärte dann freudig erregt: „In den Papierkorb, Herr Kardinal, hat man die Briefe ganz bestimmt nicht geworfen. Ich habe nämlich am Montag durch Zufall in der Cafeteria von dem Gerücht gehört, dass die göttlichen Ratschlüsse auf höchst kuriose Weise ihren Weg ins berühmte „Rote Buch“ unserer Diözese dort im Panzerschrank gefunden hätten.“ Marx und Beer fuhren fast zeitgleich erschrocken in ihren Sesseln herum, so als hätte ihnen gerade jemand gesagt, dass der

mannshohe Safe hinter ihnen mal wieder sperrangelweit offen stehe. Fast besänftigend fuhr Prälat Obermaier fort, die näheren Umstände der ungewöhnlichen Aktion zu erläutern: „Es waren ausschließlich ästhetische Gründe, meine verehrten Herren, die – glaubwürdigen Zeugenaussagen zufolge – die Drucker veranlasst haben sollen, das reine Wort Gottes im 250 Seiten starken Untersuchungsbericht der Frau Dr. Marion Westpfahl über pädophilen Schweinskram und schwule Seilschaften in unserem Bistum unterzubringen!“

„Genial, echt genial!“ entfuhr es Beer und er schaute sofort verschämt zur Seite, als er den strafenden Blick seines Dienstherrn bemerkte. „Erzählen sie weiter, Obermaier“, bat Marx. Der Prälat schaute hilfessuchend auf das spätmittelalterliche Bild des Gekreuzigten zwischen den beiden Fenstern des Büros, gab sich einen Ruck und sagte schließlich, dass es ihm sehr peinlich sei, hier berichten zu müssen, dass sowohl der Herr Kardinal als auch der Herr Dr. Dr. Beer im Verdacht stünden, zusammen mit anderen, nicht namentlich genannten Mitarbeitern des Ordinariats in einer geheimen Nachtsitzung zahlreiche Stellen aus dem Westpfahl-Bericht gestrichen und die dazu gehörenden Akten geschreddert oder ausgelagert zu haben, um einige hohe Geistliche des Bistums (einschließlich jener, die sich schon vor Jahren nach Rom abgesetzt hatten) aus der Schusslinie zu nehmen! Weil es nun aber darum gegangen sei, so Obermaier, die breite Öffentlichkeit vom Bemühen des hochwürdigen Herrn Kardinal um eine „lückenlose“ Aufklärung zu überzeugen, habe man auf Vorschlag des zur Fokolare-Bewegung gehörenden pensionierten Justizbeamten Helmut Schwertfeger, eines Vertrauten der Frau Dr. Marion, diese doch sehr unappetitlichen Löcher im Untersuchungsbericht mit Göttlichen Ratschlüssen gefüllt!

Über das Gesicht von Kardinal Marx flog ein verschmitztes Lächeln. Er erhob sich und erklärte: „Kein Zweifel, meine Freunde, da sind wir mal wieder mit einem blauen Auge davon gekommen!“ Und zu Obermaier gewandt fügte er – fast feierlich – hinzu: „Ihnen, mein lieber Herr Prälat, danke ich aufrichtig! Sie haben einmal mehr bewiesen, dass sie ein treuer Diener unserer Kirche sind!“

So als hätte ihn jemand gerade aus weiter Ferne beim Namen gerufen, sprang der

Dienstmann Aloisius neben der Anrichte auf und rieb sich benommen den Schlaf aus den Augen. Sieben Halbe waren durch seine durstige Kehle geflossen und er hatte natürlich längst vergessen, weshalb er ins Ordinariat gekommen war. Er bedankte sich bei der sympathischen und von ihm innigst geliebten Chefsekretärin Annalinda Huber für die gastliche Bewirtung und bat sie mit einem kleinen Augenzwinkern, doch bittschön oben beim Petrus kurz anzuläuten und ihm zu sagen, dass er leider wegen unvorhergesehener Staus im Zentrum der Landeshauptstadt erst morgen zurückfliegen könne. Marx, Beer und Obermaier atmeten erleichtert auf, als sich Aloisius ohne weitere Fragen von ihnen verabschiedete und die schwere Holztür hinter sich schloss.

Spätestens an dieser Stelle muss ich dem werten Leser der „imprimatur“ natürlich mitteilen, dass es sich bei meinen Schilderungen aus dem Münchner Ordinariat um einen Traum handelt, den ich einfach nicht aus dem Kopf kriege. Wie der Traum zu deuten ist, weiß ich nicht. Doch meine Frau behauptet stocksteif, dass an Träumen immer „was dran ist“ und der liebe Gott uns in den Träumen daran erinnert, dass wir noch einige Dinge „aufarbeiten“ müssen.

\*\*\*

Horst Hohmann

## „Schiess doch, du Rotzjunge!“

### Karfreitag 1945 – Die verhinderte Kreuzigung

---

Als der „Badenweiler Marsch“ mit einem lauten Knacken im Lautsprecher verstummte, und der HJ-Fähnrich seine rechte Hand zu einem kernigen „Sieg Heil!“ in die Höhe riss, entfuhr der Hüttnerin Maria Griebel ein kaum hörbares „Verdammtter Krieg!“

Ihr Kinn grimmig nach vorne geschoben, warf sie einen verächtlichen Blick über ihre

große Brille hinweg und sagte ihrer Nachbarin Aenne Wawziniak verschwörerisch ins Ohr: „Diesmal haben die Verbrecher die Rechnung ohne uns gemacht!“

Demonstrativ war sie zusammen mit den anderen Müttern auf der Straßenseite der knapp einen Meter hohen und 50 Zentimeter dicken Schulhofmauer geblieben, während drinnen auf dem Platz vor dem neuen Schulgebäude die Parteigrößen des kleinen osthessischen Dorfes Kerzell einen flammenden Appell an die fünf noch minderjährigen Söhne der anwesenden Frauen richteten: entschlossen in den Kampf zu ziehen und dabei „alles fürs Vaterland und für den Führer“ zu geben.

Dann befahl der Ortgruppenleiter den verstört dreinblickenden 15- bis 16-jährigen Burschen – dem Erich, dem Oskar, dem Aloisius und den Schwabs-Zwillingen Alfred und August -, sich beim Marsch ins rund acht Kilometer entfernte Fulda unter allen Umständen immer auf der linken Seite der Kreisstraße 40 zu halten, allen Anweisungen des Fähnrichs strikt zu folgen und sich in der Sammelstelle neben dem Fuldaer Bahnhof beim zuständigen Kommandanten gehorsamst zu melden. Mit einem neuerlichen „Sieg Heil!“ schickte er die frisch rekrutierten Kindersoldaten auf den Weg und ließ sie – fast beiläufig - noch wissen, dass es „morgen Abend per Zug dann von Fulda Richtung Berlin und von dort - je nach Bedarf - an die Ostfront“ gehe.

So als habe es unter ihnen keinerlei konspirative Absprachen gegeben, löste sich die Gruppe der zuvor vom Partei-Chef eigens erwähnten „stolzen Soldatenmütter“ in der Gartenstraße vor dem Anwesen der „Schöfersch Flora“ langsam auf und schien sich widerstandslos in ihr trauriges Schicksal zu fügen. Keine der Frauen schlug jedoch den Weg zu ihrem jeweiligen Hof ein. Auch Maria Griebel nicht. Leicht gebeugt und mit schwerem Schritt ging sie die Gartenstraße hinunter, die nach 250 Metern auf der Höhe des Diegelmannschen Lebensmittelgeschäftes in die Kreisstraße 40 einbiegt, und dann rechts hoch bis zu den sogenannten „Behelfsheimen“ an der Reiths Brücke. In ihrer rechten Kitteltasche ließ die 55-jährige nervös die Rosenkranz-Perlen durch ihre Hand gleiten, betete für ihren Oskar und für die anderen Jungens und schwor sich, dass keiner der fünf als „Kanonenfutter in

einen längst verlorenen Krieg“ geschickt würde.

Ihren Ältesten, den Emil, hatte letztes Jahr in Frankreich eine Kugel erwischt. Tod im Schützengraben! Gefallen, wie es in der kurzen Benachrichtigung hieß. Willi, knapp 17, war nach Augsburg eingezogen worden und wartete dort auf einen Einsatz-Befehl. Fast entsetzt blieb Maria Griebel oben auf der Reiths Brücke abrupt stehen, als ihr statt des beim Rosenkranz fälligen „Mein Jesus Barmherzigkeit“ nun schon zum zweiten Mal an diesem denkwürdigen Karfreitag ein „Verdammter Krieg!“ herausrutschte.

Als dann wenig später auch der Fähnrich und seine Fünfer-Truppe die Brücke erreichten, streckte ihnen die Hüttnerin gebieterisch die Hand entgegen. „Halt!“ sagte sie und erklärte – einer Oberkommandierenden gleich, dass der Marsch nach Fulda hier und jetzt ein Ende hätte. „Wir gehen alle nach Hause!“

Der Fähnrich – ein aus dem Nachbardorf Eichenzell stammender HJ-Lümmel – drohte Maria Griebel mit Kriegsgericht, sagte, dass dies Wehrkraftzersetzung sei und dass darauf Tod durch Erschießen stünde. „Erschieß mich doch, du Rotzjunge!“ schrie die Hüttnerin den Fähnrich an, ließ ihn dann einfach auf der Reiths Brücke stehen und begab sich (weil sie es für notwendig fand, ordentlich Bericht zu erstatten) mit den fünf Jungen zum Haus des Kerzeller Ortsgruppenführers der NSDAP. Der senkte beim Anblick der schnellen „Heimkehrer“ nur verschämt den Kopf, sagte was von „ist schon in Ordnung“ und bat die Jungens, ihre Uniformen sofort auszuziehen und irgendwo im Wald gut zu verstecken.

Die Nachricht vom Coup der Mütter verbreitete sich wie ein Lauffeuer in der Ortschaft, und die Leute staunten nicht schlecht, dass es seitens der örtlichen Partei-Prominenz keinen „Gegenbefehl“ gegeben hatte.

Als in den folgenden 24 Stunden kein „Feldjäger“ in Kerzell erschien und auch sonst keine Schnüffler der Gestapo gesichtet worden waren, atmeten alle im Dorf erleichtert auf.

Richtig gezweifelt hatte Maria Griebel – wie sie später bekannte – nochmal 10 Tage zuvor am schnellen Ende „dieses ganzen unberechenbaren Wahnsinns“, als übers Radio in der Küche Fliegeralarm gegeben

wurde – wie sich herausstellen sollte, der letzte des 2. Weltkrieges. Eilig hatte sie mit Holzbackofen draußen im Hof abgesetzt und war dann schnell die Steintreppe in den Keller hinuntergerannt. Fast zeitgleich war ein Güterzug mit kreischenden Bremsen auf der Bahnstrecke neben dem Haus zum Stehen gekommen. Die Lok war – wie immer – aus Sicherheitsgründen bis unter die schützende Brücke gefahren und stand dort - wie ein gehetztes Tier - prustend und total außer Atem! Aus der Ferne war dann sehr schnell der amerikanische Tiefflieger-Verband zu hören gewesen, und unten im Keller hatte Maria Griebel flüsternd gesagt, dass sich in dem Zug Richtung Frankfurt vermutlich mal wieder Nachschub für die deutschen Verteidigungslinien in den Ardennen befände. Vom Karfreitags-Einstellungsbefehl noch nichts ahnend, hatte sie ihrem Sohn Oskar die Hand auf den Kopf gelegt und gesagt: „Gut, dass wir jetzt nicht in so einem Zug stecken, mein Junge! Sie schießen und schießen wie wild auf dich runter, und du kannst froh sein, wenn du mit dem Leben davonkommst!“ Zehn Minuten hatte der ohrenbetäubende Spuk gedauert und war genauso schnell zu Ende wie er begonnen hatte.

Türen wurden dann erleichtert geöffnet, und mit einem misstrauischen Blick in den blauen, wolkenlosen Nachmittagshimmel hatte sich die Hüttnerin Maria erst mal versichert, dass die Flugzeuge wirklich weg waren. Sie hatte schließlich noch drüben in den Stallungen nachgeschaut, ob Ziegen und Schweine, Hasen und Hühner unverletzt geblieben waren und es auch sonst keinen Sachschaden gegeben hatte. „Verdammter Krieg!“ hatte sie, wie immer, gemurmelt, als sie in ihren Holzschuhen über den Hof geschlurft war, um im Ofen nachzusehen, wie lange die Brote dort voraussichtlich noch bleiben mussten. Sie hatte Oskar und den anderen Kindern versprochen, dass es nach dem gut überstandenen Tieffliegerangriff außer dem Griebenschmalz auch noch gute Butter und Hausmacher Wurst auf das frische Bauernbrot geben würde.

Gute Butter und Hausmacher Wurst holte Maria Griebel selbstverständlich auch am Ostersamstag 1945 aus der Vorratskammer, um die Rückkehr ihres fast schon verloren geglaubten Sohnes Oskar zu feiern.

dem Schieber die Brote im heißen

\*\*\*

Karl-Heinz Ohlig

## Islam und Islamismus

Zur gegenwärtigen Diskussion

### Die aktuelle Situation

Die Mordaktionen, die im Januar 2015 in den Redaktionsräumen der Satirezeitschrift Charlie Hebdo und in einem jüdischen Supermarkt von Paris verübt wurden, haben zu beeindruckenden symbolischen Kundgebungen in Frankreich und in ganz Europa geführt. Gesellschaft und Politik haben ihr Entsetzen über die Ereignisse und ihren Willen, sich nicht einschüchtern zu lassen, öffentlich gemacht. Auch muslimische Verbände und Autoritäten schlossen sich an und führten, so z.B. die islamischen Dachverbände in Berlin, eigene Protestkundgebungen durch.

Immer wurde, was richtig ist, darauf geachtet, diese Verbrechen nicht „den“ Muslimen, die in ihrer übergroßen Mehrheit friedlich in Europa leben, in die Schuhe zu schieben. Sie sollen nicht an den Rand der Gesellschaft gedrängt, sondern im Gegenteil „integriert“ werden.

Dennoch ist seitdem die Angst vor weiteren Terrorakten und Anschlägen im Namen des Islam größer geworden, Behörden warnen vor dieser Gefahr und verstärken ihre sicherheitspolitischen Aktivitäten. Zudem wird die Bevölkerung in den Medien beinahe täglich mit unsäglichem Grausamkeiten im Nahen und Fernen Osten sowie in Afrika, die im Namen Allahs verübt werden, konfrontiert. Es wundert nicht, dass in weiten Teilen der Gesellschaft Angst um sich greift und der Islam negativ wahrgenommen und bewertet wird.

### Eine unzureichende Beschwichtigung

Die Standardbeschwichtigung in Politik und Medien, aber auch von Seiten traditionalistischer Islamwissenschaftler, lautet: der Islamismus, dem die Terroristen zugeordnet werden, hat mit dem Islam nichts zu tun, dieser sei eine friedliche und menschenfreundliche Religion. Von den Terroristen, die in Europa aktiv werden oder als Kämpfer nach Syrien oder in den Nordirak ziehen, und die oft schon hier geboren und Deutsche, Franzosen usw. sind, wird ausgeführt, sie hätten eine unglückliche Kindheit und Jugend gehabt, seien orientierungslos, fühlten sich sozial ausgegrenzt und glaubten, keine Perspektiven zu haben. Von daher sei es verständlich, dass sie sich Gruppen und Ideologien anschließen, die ihnen eine wichtige oder sogar heldenhafte Funktion und ein festes Weltbild vermitteln. Deswegen müssten nur die integrationspolitischen Anstrengungen verstärkt werden, um ihr Abdriften zu verhindern. Erklärungen dieser Art werden nicht nur in Multi-Kulti-Kreisen oder bei der Linken verbreitet, sondern entsprechen mittlerweile der allerorten vertretenen political correctness.

Diese Argumentation ist nicht ganz falsch, sie kann manches erklären. Aber sie reicht nicht zu. Randständige Jugendliche ohne berufliche Perspektive gibt es leider auch ansonsten, und in vielen europäischen Ländern ist die Jugendarbeitslosigkeit katastrophal hoch –, ohne dass die so geschädigten Jugendlichen zu Terroristen werden. Warum also geschieht dies vor allem in islamischen Kontexten?

Deswegen ist in weiten Teilen der Bevölkerung Unzufriedenheit mit dieser Erklärung zu beobachten, und von daher wird der Verdacht auch immer neu genährt, die mediale und politische Exkulpatation sei nicht zutreffend. Ist tatsächlich die scharfe Trennung zwischen einem radikalen, verblendeten Islamismus und dem „normalen“ Islam zu ziehen? Finden sich nicht auch im „Alltagsislam“ Überzeugungen und Verhaltensweisen, die immer in ständiger Veränderung sind, islamistische Ideologien und Praktiken hervorzuheben? Ist nicht die Schuldzuweisung ausschließlich an einen – kaum definierbaren – Islamismus einfach nur bequem? Von diesem „Alltagsislam“ schreibt Samuel Schirmbeck: „Überall auf der Welt, wo der Islam die Macht bekommt, werden Frauenrechte und Gedankenfreiheit eingeschränkt, Minderheiten verfolgt.“ Wer da-

rauf verweise, dürfe nicht als „islamophob“ gegeißelt werden (FAZ vom 19.01.15, S. 6). Schon 2005 schrieb der Islamwissenschaftler Tilman Nagel, eine Unterscheidung zwischen Islam und Islamismus sei „ohne Erkenntniswert“. Er ist der Meinung, „Islam und Islamismus sind so lange nicht voneinander zu trennen, wie Koran und Sunna als absolut und für alle Zeiten wahr ausgegeben werden“<sup>1</sup>

### Forderung nach einer innerislamischen kritischen Auseinandersetzung

Unter dem Eindruck der brutalen Terrorakte in Paris – früher auch schon in Madrid oder London –, könnten allerdings eine Besinnung und Korrekturen erwartet werden. Immer öfter wird geäußert, dass der Islam so etwas wie ein Nährboden für Gewaltanwendung sei, es gebe einen Zusammenhang von Islam und Gewalt. Deswegen sei es nötig, diese Zusammenhänge zu analysieren und zu korrigieren. Dies aber könne nicht nur „von außen“ geleistet werden, vielmehr sei der Islam selbst für eine Klärung dieser Zusammenhänge zuständig und verantwortlich. Schon im Herbst 2014 wünschte sich Nikolaus Schneider, damals noch Ratspräsident der EKD, von den Islamverbänden, sich kritisch mit der Rechtfertigung von Gewalt im Koran und in der islamischen Tradition auseinander zu setzen. So forderte z.B. neuerdings – wohl unter dem Eindruck von „Paris“ – die Bundeskanzlerin im Bundestag die „islamische Geistlichkeit“ auf, sich theologisch mit diesen Fragen zu befassen.

### Die Adressaten innerislamischer Reflexion

Nun ist es mit diesem Adressaten, der islamischen „Geistlichkeit“, so eine Sache. Spätestens seit dem 12. Jahrhundert ist der Islam gewissermaßen in eine Erstarrung verfallen und ein engmaschiges Richtersystem geworden, das alle Fragen des sozialen und individuellen Lebens nach den Vorgaben der Scharia regelt. Die europäische Kolonialpolitik ist hierfür nicht ursächlich, hat aber diese Abschottung neue-

<sup>1</sup> Tilman Nagel, Islam oder Islamismus? Probleme einer Grenzziehung, in: Hans Zehetmair, Der Islam. Im Spannungsfeld von Konflikt und Dialog, Wiesbaden 2005, 32.33.

ren Entwicklungen gegenüber, nach ersten – gescheiterten – Reformversuchen, letztlich noch verstärkt. So gibt es keine nennenswerte islamische Theologie, die ja dadurch lebendig wäre, dass sie sich den Herausforderungen einer neuen Zeit stellt und von daher die ererbten Positionen überdenkt.

In den islamischen Ländern sind solche kritischen Initiativen nicht zu erwarten. Wo der Islam Staatsreligion ist, oft die Scharia über der staatlichen Gesetzgebung steht und die islamischen Institutionen fest gefügt sind, hat ein solcher Appell keine Chance, abgesehen vielleicht von der Mittelschicht und bei Intellektuellen im Iran – die sich allerdings gefährden würden, wenn sie Überlegungen publizieren würden, die vom Gewohnten abweichen. Die Reaktionen in diesen Ländern auf die Ereignisse in Paris zeigen, dass hier die Chancen minimal sind.

So ist z. Zt. der Islam in Europa der einzige Adressat für solche Wünsche. Und es ist notwendig, dass ein Euro-Islam entsteht, der durch eine kritische Reflexion der eigenen Grundlagen dann tatsächlich eine wirkliche Integration und ein gedeihliches Zusammenleben möglich macht – und auch in die islamischen Länder hineinwirkt.

Nun ist der Islam in Europa recht unterschiedlich. In den ehemaligen Kolonialstaaten kommen die meisten Immigranten aus früher von ihnen beherrschten Regionen, deren oft archaische Traditionen sie mitbringen und die nur schwer mit den Verhältnissen in ihrer neuen Heimat zu verbinden sind. Als Beispiel sei verwiesen auf die Nachrichten von Lehrern oder Polizei über die Situation in den französischen Banlieues mit muslimischer Mehrheitsbevölkerung. Ähnlich sieht es in Großbritannien aus.

In Deutschland sind die Schwierigkeiten ein wenig leichter zu handhaben, weil die Mehrheit unserer muslimischen Mitbürger aus der Türkei stammt, die seit Atatürk modernisiert wurde, allerdings gegenwärtig auch einen Prozess der (Re-)Islamisierung und der Einschränkung demokratischer Essentials durchläuft. Aber die Bitte um eine theologische Auseinandersetzung mit den eigenen Traditionen ist auch in Deutschland nicht so einfach zu bewerkstelligen: ein Großteil der hiesigen muslimischen Gemeinden wird von der DITIB

(Türkisch-Islamische Union der Anstalt für Religion e.V.), also von der türkischen Regierung, geleitet. Sie entsendet die Imame für einige Jahre aus der Türkei hierhin. Bevor sie deutsch sprechen gelernt haben und die hiesigen Verhältnisse kennen – in der Regel nach fünf oder sechs Jahren –, werden sie wieder in ihre Heimat zurückbeordert und durch neue Imame ersetzt. Lässt sich von ihnen erwarten, dass sie imstande sind, sich kritisch mit der islamischen Tradition auseinander zu setzen? Hier kann es erst Veränderungen geben, wenn in Zukunft vielleicht Imame die Gemeinden leiten, die in Deutschland universitär ausgebildet wurden – selbst wenn diese Ausbildung recht defizitär ist.

Da auch bei den Funktionären der Islamverbände solche theologischen Bemühungen nicht erkennbar sind, können solche nur von (manchen) muslimischen Intellektuellen oder auch von den neuen universitären Einrichtungen für islamische Religionslehre an einigen Universitäten ausgehen. Dabei wirkt sich negativ aus, dass die (nichtmuslimischen) Islamwissenschaften keine Hilfe bieten, sondern in naiver Weise die traditionellen Erzählungen repetieren und so die muslimischen Dogmen bekräftigen. Eine Hilfe könnten die Publikationen von „Inârah. Institut zur Erforschung der frühen Islamgeschichte und des Koran“ sein (vgl. [www.inarah.de](http://www.inarah.de)).

### Erste (noch unzureichende) Reformversuche

Eine erste Reaktion lässt sich vielleicht daran erkennen, dass aus den genannten Kreisen – wohl auch unter dem Druck der öffentlichen Meinung – Versuche unternommen werden, den Islam auf eine menschenfreundliche Weise vorzustellen. So hat z.B. der Münsteraner Professor für Islamlehre Dr. Muhanad Khorchide im Jahr 2012 ein Buch veröffentlicht: „Islam ist Barmherzigkeit“. Er interpretiert koranische Aussagen und kommt zu dem Schluss, dass sie ein barmherziges Gottesbild und den liebenden Gott vermitteln. Deswegen sei der Islam eine humanistische Religion. Er ist auch der Meinung, dass einzelne Vorschriften des aus dem siebten Jahrhundert stammenden Koran heute nicht mehr im Wortlaut gelten können und plädiert für eine historisch-kritische Koranexegese. Wenn auch der Koran hier



sehr einseitig (und sachlich unzutreffend) ausgelegt wird, so ist der Versuch, das Gottesbild ein wenig von seinen bedrückenden Elementen zu befreien, zu loben; er könnte dazu helfen, die unbarmherzige Gewalt-samkeit Gottes, und so auch seiner Gläubigen, zu modifizieren.

Ob diese Bestrebungen Erfolg haben, muss man abwarten. Zunächst einmal haben gegen Ende des Jahres 2013 muslimische, auch die türkisch geleiteten, Dachverbände gegen die Thesen von der Barmherzigkeit Gottes protestiert; sie entsprächen nicht der Verpflichtung Khorchides auf eine bekenntnisorientierte Islamlehre. Immerhin aber gingen diese Proteste nicht so weit wie bei einem der Vorgänger auf einem Lehrstuhl für islamische Religionslehre in Münster, Muhammad (heute: Sven) Kalisch, bei dem die Dachverbände erreichten, dass er in diesem Fach nicht mehr lehren darf; allerdings hat Kalisch wirklich wissenschaftliche historisch-kritische Positionen vertreten, die für die muslimischen Interessenvertreter offensichtlich nicht akzeptabel waren.

Die gleichen Tendenzen zu einem humaneren Bild des Islam führen immer wieder dazu, bestimmte koranische Verse oder Versstücke im interreligiösen Dialog, bei Vorträgen oder in der Islamkonferenz in den Mittelpunkt zu stellen, die diesen Sachverhalt untermauern sollen. Wichtig – und immer wieder zitiert – ist hierbei der Satz aus Sure 5,32: ...wenn einer jemanden tötet ..., (ist es) als ob er die Menschen alle getötet hätte. Und wenn einer jemanden am Leben erhält, soll es so sein, als ob er die Menschen alle am Leben erhalten hätte“. Dass dieses schöne Zitat nicht korrekt ist, hat Gerd-R. Puin in seinem Beitrag in imprimatur schon aufgezeigt (Heft 6/7, 2014): Sure 5,32 wird eingeleitet: „Aus diesem Grund haben wir den Kindern Israels vorgeschrieben ...“, es folgt das Tötungsverbot. Es gilt also *für die Kinder Israels*. Was *für die Gläubigen* gilt, erläutert der folgende Vers 33: „Der Lohn derer, die gegen Gott und seinen Gesandten Krieg führen und (überall) im Land eifrig auf Unheil bedacht sind, soll darin bestehen, daß sie umgebracht oder gekreuzigt werden, oder daß ihnen wechselweise (rechts und links) Hand und Fuß abgehauen wird, oder daß sie des Landes verwiesen werden“ (was im Nahen Osten oder in Nigeria gegenwärtig

in die Tat umgesetzt wird)<sup>2</sup>. M.a.W.: der schöne Satz ist also, wenn der Koran nicht gegen seine klar erkennbare Aussageabsicht ausgelegt werden soll, leider kein Hinweis auf die Friedfertigkeit dieses Buchs. Gelegentlich wird noch ein Stück koranischer Auslegung des Alten Testaments hinzugefügt: einige Verse vorher spricht Abel zu seinem Bruder Kain, der ihn töten will, (Sure 5,28): „Wenn du deine Hand nach mir ausstreckst, um mich zu töten, so werde ich meine Hand nicht nach dir ausstrecken, um dich zu töten. Ich fürchte den Herrn der Menschen in aller Welt.“ Hier wird nur der Brudermord an Abel aus dem Buch Genesis durch einen Dialog der beiden Brüder ausgemalt, es ist Exegese des Alten Testaments zum Brudermord und nicht allgemeine koranische Lehre.

Beide Stellen sind auch Gegenstand von Vorträgen des islamwissenschaftlichen Schriftstellers und höchst geehrten Navid Kermani, die in der FAZ, bei der er einige Jahre als Autor gearbeitet hat, unter der Überschrift „Islamische Bergpredigt“ ohne Anflug einer kritischen Reflexion (z.B. auch dazu, dass ein bloßes Mordverbot bei weitem nicht das Niveau der Bergpredigt erreicht) wiedergegeben wurden (Januar 2015). Dass diese Ausführungen den Koran nicht repräsentieren, ist offensichtlich. Ähnliches gilt auch schon für seine Dissertation „Gott ist schön. Das ästhetische Erleben des Koran“ (Beck, München 1999). Oder: Halis Albayrak von der Universität Ankara, wo angeblich eine kritische islamische Theologie vertreten wird, hält in Deutschland Vorträge. Einer von ihnen wurde gekürzt in der FAZ (18.02.15, S. 9) abgedruckt unter dem Titel: „Von Zwang

<sup>2</sup> Leider ist der Text von Sure 5,33 nicht nur in islamistischen Kreisen, sondern auch in der Mitte des Islam normativ. Die Al Azhar-Universität in Kairo gilt als geistiges und moralisches Zentrum und normative Instanz innerhalb des sunnitischen Islam. Von hier aus gab es keinerlei Proteste gegen die unmenschlichen Grausamkeiten des Islamstaates. Als ein gefangener jordanischer Pilot von ihm bei lebendigem Leib verbrannt wurde, protestierte Scheich Ahmad al Tayyib, Großimam der Universität, dagegen – das sei unislamisch – und nannte als gerechte Strafe für die Verantwortlichen für die Verbrennung: die Kreuzigung oder das Abschlagen ihrer Glieder (vgl. FAZ vom 07.02.15, S 5), also alles, was Sure 5,33 vorsieht (eine Verbrennung wird dort nicht genannt und gilt im Islam als alleiniges Recht Allahs, ist also ein Verstoß gegen die Scharia; der Rest ist anscheinend in Ordnung).

steht da (im Koran, Verf.) nirgends etwas“. In unglaublich naiver Weise wird hier der Koran zu einem Dokument der Menschenwürde, der Freiheit vom Zwang, auch der Religionsfreiheit erklärt.

*Wissenschaftlich* führen diese Versuche, den Koran und damit den Islam positiver zu zeichnen, nicht weiter. Vielmehr haben sie mit den hierzulande üblichen Standards wissenschaftlicher Arbeit nur wenig zu tun. *Aber sie haben vielleicht eine gute Wirkung*, insofern sie den Blick auf den Islam positiver werden lassen, vor allem aber auch, dass sie möglicherweise das Eigenbild des Islam modifizieren können.

Darüber hinaus gibt es viele muslimische Intellektuelle, die ihrer Religion und Kultur kritisch gegenüber stehen und gegenwärtige Missstände scharfsinnig beschreiben und analysieren. Aber sie problematisieren nur selten die ererbten religiösen Überzeugungen, teilen sie vielmehr selbst und bemerken (oder schreiben) nicht, dass die Missstände in diesen Überzeugungen wurzeln.

### Forderung nach historisch-kritischer Auseinandersetzung mit den eigenen Grundlagen

Dennoch muss mehr geschehen, wenn die Forderung an „die muslimische Geistlichkeit“, der Islam solle seine eigenen Grundlagen theologisch reflektieren, aufgegriffen werden soll. Diese Notwendigkeit wird neuerdings von einigen (wenigen) Muslimen erkannt und formuliert. So hat der Professor für Islamische Religionslehre an der Universität Osnabrück, Bülent Uçar, seine Glaubensgenossen davor gewarnt, auf Terrorakte wie in Paris ausschließlich mit Distanzierungen und „Betroffenheitsrhetorik zu reagieren. Sie sollten sich damit auseinandersetzen, dass Gewalt ein Teil der islamischen Tradition sei ... Es sei nicht damit getan, darauf zu beharren, der Islam sei nicht gewalttätig ... Der Terrorismus im Namen des Islam habe durchaus einen ‚ideologischen Unterbau und eine theologische Begründung‘. Damit müssten sich Theologen und Religionspädagogen auseinandersetzen.“ Er fordert die Schaffung eines „europäisch geprägten Islam“. <sup>3</sup> Ähnlich sagt der muslimische Islamwissenschaftler

Dr. Ednan Aslan, Professor für Islamische Religionslehre an der Universität Wien: „Wir müssen die Rechtslehre im Islam reformieren und den Islam aus einer europäischen Aufklärungstradition heraus prägen. ... Ich will nicht überheblich oder eurozentrisch sein, aber klar ist: In einem Land, in dem keine Freiheit herrscht, kann man keine Religion reformieren. Das wäre ein Spiel mit dem Feuer. Aus diesem Grund haben wir diese Chance nur im Westen, weil wir in Freiheit denken und forschen, trotz aller Schwierigkeiten. Diese Freiheit ist für uns Muslime eine Chance.“ <sup>4</sup>

Der in Frankreich lebende muslimische Theologe Ghaleb Bencheikh, Präsident der Weltkonferenz der Religionen für den Frieden, hält es für unzureichend zu behaupten, die terroristischen Verbrechen hätten nichts mit dem Islam zu tun. „Es ist an der Zeit anzuerkennen, dass es eine gewalttätige schriftliche Tradition im Islam gibt, auf die alleine sich die Dschihadisten berufen ... Es ist höchste Zeit, die doktrinen Gefängnisse und die dogmatischen Grenzmauern zu verlassen. Die Geschichtlichkeit und Undurchführbarkeit einer gewissen Zahl von Texten des islamischen religiösen Corpus liegen auf der Hand, das ist die objektive Realität. Das erkennen wir an. Und wir ziehen daraus die Konsequenzen.“ <sup>5</sup>

Es gibt noch weitere Wortmeldungen dieser Art; die drei Genannten mögen genügen.

### Was ist zu tun?

Die Richtung ist vorgegeben. Es geht darum, die geschichtlichen Vorgaben und Dogmen des Islam mit den Mitteln historisch-kritischer Analyse zu befragen. Das Programm ist formuliert, aber leider wagen nur wenige Muslime, es auch anzugehen oder durchzuführen. Natürlich gibt es Ausnahmen, z.B. Sven Kalisch in Münster, Ibn Warraq in New York oder Mondher Sfar in Paris. Aber die Reaktionen des „offiziellen“ Islam auf solche Initiativen fallen äußerst negativ und bedrohlich aus, so dass sie an den Rand gedrängt werden. Dies wirkt abschreckend auf andere, selbst wenn sie die Notwendigkeit von Reformen und historisch-kritischem Denken erkannt haben. So gibt es bisher nur die Forderung, nicht aber die Realisierung. Um aus den

<sup>3</sup> <http://www.migazin.de/2015/01/15/islamforscher-ucar-pariser-terrorakte-unterbau/>

<sup>4</sup> Spiegel online. Aslan

<sup>5</sup> <http://www.slate.fr/story/971111/refonder-pensee-theologie-islam/>

Fesseln dogmatischer Vorgaben, die nicht befragt werden dürfen, herauszukommen, müssten zentrale Problembereiche von Muslimen diskutiert werden (können). Einige sollen beispielhaft genannt werden:

- Der Koran kann durchaus, wie für Christen die Bibel, als von Gott inspiriertes Buch aufgefasst werden. Das schließt aber nicht die Erkenntnis aus, dass an seiner Abfassung Menschen mitgewirkt haben, die ihre eigenen Vorstellungen mit eingebracht haben. Diese sind geprägt von ihren politischen und gesellschaftlichen Traditionen und von den religiösen Kontexten, aus denen sie kommen und in denen sie lebten. Deswegen kann nicht jeder koranische Vers uninterpretierbar für alle Zeiten normativ sein.
- Es müsste realisiert werden, dass eine Rückführung der koranischen Sprüche auf Mohammed erst seit dem 9. Jahrhundert historisch dingfest zu machen ist – der Koran weiß nichts davon.
- Erforderlich ist eine historisch-kritische Exegese des Koran, vergleichbar der Biblexegese.
- Gefragt werden müsste, ob der Prophet Mohammed, über den es erst im 9. und 10. Jahrhundert biographische Auskünfte (offensichtlich legendarischer Art) gibt, weiterhin den Muslimen als moralisches Vorbild vorgestellt werden soll.<sup>6</sup>
- Die im persischen Raum im 9. Jahrhundert entstandenen Hadithsammlungen der Sunna müssen historisch-kritisch analysiert werden.
- Die Scharia, die Rechtsauffassungen und –praktiken spätantiker Gesellschaften widerspiegelt, sollte im Licht heutiger Wertvorstellungen korrigiert werden. Frauen- und Minderheitenrechte, humanes Strafrecht, religiöse Toleranz usf. haben Vorrang.
- Religion und Staat, Religion und Gesellschaft müssen unterschieden und als je eigene autonome Größen gesehen werden. Beide sind zu trennen – und wirken trotzdem in Teilbereichen zusammen.
- Anerkannt werden muss vor allem die Religionsfreiheit. Diese schließt das Recht

<sup>6</sup> Immerhin können sich die Terroristen, die Redakteure von Charlie Hebdo ermordeten, auf dieses Vorbild berufen: Mohammed soll nach der Eroberung Mekkas den Befehl gegeben haben, dortige Dichter, die Spottverse über ihn geschrieben hatten, zu töten.

jedes Einzelnen ein, einer Religion zugehören oder aus ihr auszutreten.

Durch Untersuchungen dieser Art würden keineswegs die Grundlagen der Weltreligion Islam aufgehoben oder relativiert. Vielmehr würden sie so erarbeitet und herausgestellt, wie sie selbst bei ihrer Entstehung gedacht waren. Ihre ursprüngliche Eigenart kann dann zutage treten und Geltung erlangen – nicht die späteren Interpretationen, die ihnen übergestülpt wurden.

Wie im Christentum seit der Aufklärung kann dies zu gelegentlichen Erschütterungen führen, weil jahrhundertalte normative Vorstellungen aufgebrochen werden. Aber der Sache nach können sie zu einer Befreiung der Religion zu sich selbst führen, und ebenso zu mehr Freiheit und Emanzipation der Gläubigen. Beides ist für ein Zusammenleben in der globalisierten Welt erforderlich.

\*\*\*

Karl-Heinz Ohlig

## Der Koran hat viele Autoren

Rezension zu: Jean-Jacques Walter, *Le Coran révélé par la Théorie des Codes* (Studia Arabica, hg. von Marie-Thérèse Urvoy, Bd. XXII), Éditions de Paris: Paris 2014, 296 Seiten

Die in den Inârah-Sammelbänden immer wieder vertretene These (passim; besonders: Karl-Heinz Ohlig, *Wer hat den Koran geschrieben*, vgl. auch *imprimatur* 47, 2014, 167-180), dass der Koran über einen Zeitraum von etwa 200 Jahren entstanden ist und erkennbar viele Schreiber/Redaktoren/Autoren besitzt, wird von Jean-Jacques Walter, Ingenieur an der École des Mines de Paris, in seinem Buch gewissermaßen empirisch erhärtet.

Er untersucht die koranischen Texte mit einer „naturwissenschaftlichen“ Methode, „Analyse des Données Textuelles“ (ADT; oder englisch: „Analysis of Text Data“ =

ATD), wie sie auch in den USA von Geheimdiensten zur Textanalyse benutzt wird. Sie betrachtet die in einem Text verwendeten Wörter und die Syntax. „Sie identifiziert mit mathematischen Mitteln eine im Text verborgene Information zu seinem Autor“ (S.74). Voraussetzung für die Untersuchung sind kleine Texteinheiten von einem gewissen Umfang (Einzellogien können nicht untersucht werden).

Mit dieser Methode begründet J.-J. Walter seine Hypothesen, die er in den ersten Teilen seines Buchs vorstellt und später begründet. Er kann so nachweisen, dass der Koran während „einer Periode von mehr als zweihundert Jahren“ geschrieben wurde (S. 25), eine Gruppe von 135 Versen z.B. erst zwischen 833 und 847. In dieser Zeitspanne kommt er zum Resultat: „Der Koran wurde redigiert von mindestens dreißig Autoren, maximal hundert, wahrscheinlicher von fünfzig“ (S. 21). Ihre Lokalisation in Mekka und Medina – er problematisiert auch die zeitliche Abfolge – ist „unhistorisch“ (S. 30). Der Prophet Mohammed wurde erst 60 Jahre nach seinem Tod als Begründer des Islam „intronisiert“ (S. 31; hier irrt der Verfasser, wohl weil er das Vorkommen von muhammad in der Felsendom-Inschrift schon für den Namen des Propheten hält).

In den folgenden Hypothesen überschreitet J.-J. Walter die Möglichkeiten seiner Methode und wird angreifbar. Zwar spricht vieles dafür (z.B. die koranischen Aussagen zu den „Frauen“), dass der Koran von nazarenischen Traditionen geprägt ist. Ob diese Beobachtung aber in dieser Ausschließlichkeit gilt, ist fraglich: „Die muslimische Theologie bietet keineswegs eine Innovation: sie ist quasi eine Kopie der nazarenischen Theologie“ (S. 39). Noch problematischer ist seine Schlussfolgerung: „Die Begründung des frühen Islam ist nicht der Monotheismus, sondern der Anti-Christianismus“ (S. 45). Immerhin sind auch die Nazarener eine Variante des damals äußerst vielfältigen Christentums. Über einige Folgerungen der Walter-schen Thesen, die in Geschichte und Theologie reichen, müsste noch detailliert diskutiert werden. Aber die (größeren) Teile seiner Ausführungen, die mit mathematischen Methoden aufweisen, dass der Koran keinesfalls auf einen einzigen „Autor“ zurückgeht und in kurzer Zeitspanne abgefasst

wurde, sind beachtlich und untermauern eine wichtige Beobachtung, die zum Verständnis des Koran beachtet werden muss. Für alle, die an diesen Fragen interessiert sind, ist die Lektüre dieses Buchs intensiv zu empfehlen.

\*\*\*

Paul M. Müller

## **Hubert Wolf: „Krypta - Unterdrückte Traditionen der Kirchengeschichte“**

Verlag C.H.Beck München 2015, 231 Seiten.

Im Anhang an einen ganzseitigen Beitrag von Hubert Wolf in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 16. Februar 2015, S. 6. mit dem Titel „Reform an Haupt und Gliedern“ - eine mit diesem Buch eng verzahnte Thematik - werden uns wichtige Daten zu Leben und Werk des Autors Hubert Wolf, mitgeteilt. „Der Verfasser lehrt Mittlere und Neuere Kirchengeschichte an der Universität Münster. Er ist seit 1985 Priester des Bistums Rottenburg-Stuttgart und seit 2003 als erster Theologe Träger des Preises der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG). Um vergessene und verdrängte Möglichkeiten aus der Geschichte für anstehende Reformen geht es auch in Wolfs Buch“.

So handelt denn auch dieses Buch mit dem Titel „Krypta - Unterdrückte Traditionen der Kirchengeschichte“ von vertanem Reformpotential, das er für aktuelle Reformversuche in der heutigen Kirche frei legen will. An den guten Chancen solcher Reformversuche, hervorgeholt aus der „Krypta“ der Kirchengeschichte, lässt der Verfasser keinen Zweifel aufkommen. Wolf ist überzeugt, dass sein jüngstes Werk nicht nur interessante Einblicke in die Geschichte der Kirche bietet, sondern auch Fehlentwicklungen, „Krankheiten“, offenlegt. Darüber hinaus aber sucht er nach neuen Wegen der Umkehr, auf denen „unterdrückte Traditionen der Kirchengeschichte“ geradezu auf heutige Reformen zulaufen könnten.

In diesem Zusammenhang fragt Wolf nach Heilung der Kirche „an Haupt und Gliedern“. Es geht ihm vielfach um „Lehren aus der Vergangenheit“, die das Leben der Kirche heute heilsam steuern und reformieren könnten. Es gilt gewissermaßen das Prinzip der Tradition als Bedingung und Ermutigung zu Reformen. Der Autor ist sich durchaus bewusst, dass vor allem die Kirche selbst im Verlauf ihrer Geschichte den Impuls zu Reformen eher kaschiert, denn aufgegriffen und realisiert hat. Sie hat es eher verstanden, die Blößen ihrer eigenen Tradition zu übertünchen. Wolf aber sucht nach Spuren in der kirchlichen Tradition, die für eine - grundsätzlich immer anstehende „Reformen an Haupt und Gliedern“ - richtungweisend und hilfreich sein könnten.

Er übersieht dabei nicht, dass zu diesem Zweck die kritische Analyse der Kirche als historische Größe immer erforderlich ist. Er ist sich bewusst, dass die Kirche als historisch bedingte Größe kein „monolithischer Block“ sein kann und dass es aufgrund ihrer eigenen Geschichtlichkeit „mehrere Katholizismen“ und mehrere Antworten auf die Frage nach dem Wesen der Kirche gibt.

Dennoch bleibt Wolf immer auch auf der Suche nach einer offenen, Gott und den Menschen zugewandten Kirche. Wobei ihn allerdings die Erkenntnis begleitet, dass es der Kirche an Haupt und Gliedern, in Vergangenheit und Zukunft am Geist der Einsicht und an der Bereitschaft zur Umkehr gemangelt hat und grundsätzlich immer noch mangelt. Das ist eine der vielen „Krankheiten“ vor allem in den kurialen Kirchenleitungen. Wolf spricht in seinem Zeitungsbeitrag (s. oben) von 15 „Kurienkrankheiten“, die man heilen müsse. Papst Franziskus solle doch nur in die Geschichte der Kirche blicken, um die „Gier nach Macht“ und den „kalten Bürokratismus“ - gerade auch in Rom - zu entdecken. Zugleich aber - das ist vor allem auch das Anliegen des Autors von „Krypta“ - zeigen sich in der Geschichte der Kirche immer auch neue Ansätze zu „Reformen an Haupt und Gliedern“, die ermutigend wirken können. In der Einleitung seines Buches mit dem Titel, „Wir sind alle abgewichen“, (S. 9 f.) macht er darauf aufmerksam, dass „Reform ein Wesensmerkmal der ganzen Kirche“ sei! Er schreibt in „Zur Einleitung“: „Der Reformbegriff“ bezeichnet also eine Umfor-

mung oder Umgestaltung einer gegenwärtigen Situation. Er beinhaltet aber - unabhängig davon, ob man ihn spezifisch kirchengeschichtlich oder allgemein verwendet - zwei ganz unterschiedliche Zielrichtungen: Reform kann die Wiederherstellung eines früheren, als ideal betrachteten Zustandes, meinen, aber auch eine Erneuerung im Wortsinn durch bislang unbekanntere, bessere Konzepte.“ (S. 20)

Kirchliche Reformen können sich naturgemäß auf beide Komponenten der Reform stützen. Wobei allerdings das Bekenntnis zu Freiheit und Würde des einzelnen Menschen, so Wolf, als „sine qua non“ anzusehen ist. Er greift in diesem Zusammenhang auf das Zweite Vatikanische Konzil in „Gaudium et spes“ zurück. Das Konzil bezeichnet es als „vornehme Aufgabe der Kirche, die personale Würde und die Freiheit des Menschen zu schützen“. Das Evangelium, das der Kirche anvertraut sei, reklamiere deutlich die „Freiheit der Kinder Gottes und respektiere sorgfältig die Würde des Gewissens und seiner freien Entscheidung“. (S. 24)

Im weiteren Teilen des Buches wird die Tür zur „Krypta“ weit geöffnet, sodass eine Reihe von mehr oder weniger bekannten und auch exemplarischen Reformanfragen sichtbar und die geschichtlichen Bedingungen mit ihren „unterdrückten Traditionen der Kirchengeschichte“ sich besonders deutlich zeigen.

Zu diesen „unterdrückten Reformen“ zählt Wolf folgende Anfragen: „Der Bischof von allen gewählt“, „Bischöfinnen - Frauen mit Vollmacht“, „Das Domkapitel - Kontrollorgan und Senat des Bischofs“, „Der Papst - Kollege und nicht gegen Fehler gefeit“, „Die Kardinäle - Gegengewicht zur päpstlichen Macht“, „Mönche und Nonnen - Höchste Autorität durch radikale Nachfolge“, „Die Gemeinden - Primat der kleinen Einheit“, „Die Laien - Keine unmündigen Schafe“, „Das Konzil von Trient - Pluraler Katholizismus“, „Franz von Assisi - Option einer Kirche der Armen“ und „Zum Schluss - Die Wahrheit, die aus der Geschichte kam“.

Die Rückseite des Umschlags bietet dem Leser folgende, zur weiteren intensiven Lektüre anregende, Zusammenfassung: „Tief unten in den Kellern der Kirchengeschichte, verborgen selbst für Historiker, liegen jahrhundertalte Traditionen begraben, von denen die Kirche heute nichts mehr wissen will. Hubert Wolf steigt mit archäologi-

schem Spürsinn hinab in diese Krypta. Er entdeckt dort Frauen mit bischöflicher Vollmacht, Laien, die Sünden vergeben, eine Kirche der Armen - und andere Traditionen, die heute wieder aktuell werden könnten.“

\*\*\*

Sebastian Dittrich

## Kritische Würdigung und Kriminalgeschichte

Zu: Sebastian Holzbrecher, Der Aktionskreis Halle. Postkonziliare Konflikte im Katholizismus der DDR.

Erfurter Theologische Studien 106. 462 S. Echter Verlag, Würzburg 2014. ISBN: 978-3-429-03627-0

In vielen Wissenschafts-Disziplinen genießen Monographien nur noch geringe Wertschätzung. Sie seien zu kostspielig (für Promovierende wie Endabnehmer), und in schnelllebigen Zeiten würde sich ohnehin niemand mehr bemühen, Bücher von mehreren Hundert Seiten durchzulesen. Der hier vorliegenden Abschlussarbeit vom Sebastian Holzbrecher, entstanden an der katholisch-theologischen Fakultät der Universität Erfurt, wäre letzteres nicht zu wünschen. Denn die gewichtige Aufarbeitung der Geschichte des „Aktionskreises Halle“ (AKH) ist mit 462 Seiten und 2265 Fußnoten nicht nur umfangreich, sondern auch über weite Strecken gut und sogar spannend geschrieben.

Kaum zu unterschätzen ist die Pionierleistung Holzbrechers, denn die Geschichte des Katholizismus in der ehemaligen DDR ist noch bei weitem nicht vollständig aufgearbeitet. Umso weniger die Geschichte der Reformgruppen, die hier unter gänzlich anderen Rahmenbedingungen als in der BRD arbeiteten. Die Evangelischen Kirchen haben die friedliche Revolution in der DDR und die unter dem Kirchendach aktiven gesellschaftskritischen Gruppen längst als Heldenmythos vereinnahmt. Auf römisch-katholischer Seite ist die Geschichte der Reformgruppen und des Umgangs mit dem

SED-Regime noch immer unterbelichtet. Obschon, wie hier gezeigt wird, mehr zu finden ist als die von Johannes Paul II. und Benedikt XVI. so verklärten „glaubensstarken“ Eichsfelder. Und nach der Lektüre dieses Buches können die LeserInnen auch ahnen, warum: Die Geschichte des Umgangs mit dem AKH ist kein Ruhmesblatt für die katholische Kirche in der DDR. Zunächst werden ausführlich die Rahmenbedingungen des Katholizismus in der DDR dargestellt. Über lange Zeit bestand hier – dem Vorbild des Daniel in der Löwengrube folgend – eine Art Stillhalte-Abkommen zwischen der Bischofskonferenz Ost und dem SED-Regime. Dies bedeutete im Wesentlichen, dass die Bischöfe sich praktisch nicht zu politischen Themen äußerten und diese Linie auch nach innen streng durchsetzten. Eine kritische oder gar konstruktive Auseinandersetzung mit dem Sozialismus und der gesellschaftlichen Realität der DDR fand lange Zeit praktisch nicht statt. Dieses Defizit wurde vom AKH angegangen. Inspiriert vom 2. Vatikanischen Konzil und gegründet aus dem Umfeld der Katholischen Studentengemeinde Halle und reformorientierter Lese- und Gesprächskreise, drang die Gruppe von Priestern und Laien von Beginn an auf eine stärkere Demokratisierung – in Kirche und Gesellschaft. Und als eine der ersten Gruppen in der katholischen Kirche setzte sich der AKH kritisch mit der gesellschaftlichen Realität in der DDR auseinander. Und damit auch mit dem Gesellschaftsmodell des Sozialismus, zu dem sich ein kritisches, aber auch differenziertes Verhältnis entwickelte. Der AKH ist insofern bemerkenswert, als es sich wohl um die einzige, auch überregional aktive katholische Reformgruppe in der DDR handelte. Unter primitivsten Bedingungen wurden ein größerer Personenkreis mit eigenen Rundbriefen über die Arbeit des AKH informiert – und auch die Basistexte westdeutscher Reformgruppen (z.B. von Hans Küng, Johannes Baptist Metz u.a.) in der DDR bekannt gemacht. Die so ermöglichte breite Rezeption dürfte eine der größten Leistungen des AKH sein. Auch die Vernetzung mit westdeutschen Solidaritätsgruppen hat entscheidend zur Gründung des AKH beigetragen. Von Beginn verstand sich der AKH aber auch als ökumenische Gruppe. Schon früh konnten evangelische ChristInnen an Vollversammlungen des AKH (als Gäste) teilnehmen,

fanden Tagungen in evangelischen Einrichtungen statt, wurden auch zunehmend evangelische Referenten eingeladen. Ein kirchenhistorisches „Kuriosum“ ist weiterhin die Beschäftigung des AKH-Mitgliedes Joachim Garstecki als friedenspolitischer Referent beim Bund der evangelischen Kirchen in der DDR. So hatte der AKH nicht nur Anteil an den friedenspolitischen Diskursen in den evangelischen Kirchen, sondern suchte sie auch für die katholische Kirche fruchtbar zu machen.

In der Wagenburg-Situation der katholischen Kirche in der DDR waren Reformgruppen wie der AKH nun aber nicht nur unbequem, sondern auch Störenfriede, die die Einheitsfront gegenüber dem sozialistischen Staat gefährdeten. Die Kirchenspitze, insbesondere der damalige Vorsitzende der Berliner Ordinarienkonferenz Alfred Bengsch, geistiger Ziehvater von Joachim Kardinal Meisner, reagierte mit Sanktionen. Tatsächlich hatte die Stasi offenbar die Absicht, kirchliche Reformgruppen wie den AKH zu benutzen, das kirchliche Milieu auseinander zu dividieren und so zu schwächen.

Zunächst waren die staatlichen Einschätzungen zum AKH durchaus differenziert – und durch viele Zuträger auch fundiert. Inoffizielle Mitarbeiter (IMs) des Ministeriums für Staats-Sicherheit waren vom kirchlichen Umfeld bis in den Sprecherkreis des AKH platziert. Das aber doch auch gesellschaftskritische Profil und umfangreiche Kontakte nach Westdeutschland gaben genügend Anlass, den AKH stärker ins Visier der Stasi zu nehmen und mittels „operativer Vorgänge“ zu zersetzen. Dies ist der interessanteste und für den westdeutschen Rezensenten auch erschreckendste Abschnitt: das geschilderte Arsenal persönlicher Einschüchterung, Einflussnahme durch IMs auf interne Diskussionen, Postkontrollen, Diskreditierung der Protagonisten und vieles mehr. Der Katalog staatlicher Grausamkeiten lässt heute so manche kirchliche Sanktionen gegen Reformgruppen in der BRD als harmlos erscheinen. Umso beeindruckender, dass der AKH darauf nicht mit verschüchtertem Rückzug reagiert hat!

Ein eigenes Kapitel beschäftigt sich schließlich mit einer „unheiligen Allianz“ zwischen dem Staat und der katholischen Kir-

che gegen den AKH. Bemerkenswert ist dabei, dass der amtierende Magdeburger Bischof Gerhard Feige dies in einem Glückwunschsreiben zum 40-jährigen Bestehen des AKH selbst eingeräumt hat. Tatsächlich werden von Holzbrecher nicht nur mögliche Verbindungslinien zwischen staatlichen und kirchlichen Stellen aufgezeigt. Auch hatte die Stasi offenbar aus erfolgreichen Zersetzungsmaßnahmen geschlossen, dass insbesondere gegen Priester im AKH besonders effektiv vorgegangen werden konnte, wenn sie darauf hinwirkte, dass „*die Kirche selbst gegen sie vorging*“ (348).

Tatsächlich hat sich die katholische Kirche in den 1980er Jahren überdeutlich vom AKH distanziert, „*wohl wissend, dass staatliche Sanktionen drohten*“ (399). Dem AKH wurde der kirchliche Schutz, wie ihn andere Gruppen z.B. unter dem Dach der evangelischen Kirchen genossen, so mindestens partiell entzogen. Dabei macht Holzbrecher deutlich: Aus rechtlicher Sicht war und ist der AKH keine kirchliche Gruppe, seine Gründung sei 1970 als freie kirchliche Gruppe *praeter legem* (am Recht vorbei) erfolgt. Dass der AKH außerhalb der Kirche stände, sei jedoch theologisch falsch.

Immerhin liegt laut Holzbrecher die Vermutung nahe, dass der frühere Magdeburger Bischof Braun von staatlichen Zersetzungsmaßnahmen gewusst hat und diese geduldet hat. Joachim Kardinal Meißner, Vorsitzender der Berliner Bischofskonferenz, hatte sich auf einen Brief des AKH hin, der die staatlichen Terrormaßnahmen thematisierte, als nicht zuständig erklärt. Als Erklärung führt Holzbrecher nicht nur kirchenpolitische, sondern auch theologische Gründe an. Immerhin gelangt Holzbrecher zu der klaren und umso gewichtigeren Aussage: „*Aufgrund gezielt verweigerter Schutzzusagen für den AKH haben Bischof Braun und Kardinal Meisner den staatlichen Terror nicht nur nicht verhindert, sie haben ihn mit ihren offiziellen Aussagen erst ermöglicht*“. Beide tragen also eine Mitverantwortung am staatlichen Terror gegen den AKH und seine Mitglieder.

Es wäre aber zu kurz gegriffen, das Werk auf die Aufklärung der „unheiligen Allianz“ zu reduzieren. Denn vor allem ist das gewichtige Buch eines: kritische, dabei ebenso wohlwollende wie differenzierte Würdi-

gung einer (bis heute) lebendigen, höchst aktiven Reformgruppe. Die entscheidenden Verdienste des AKH liegen im Bereich einer autonomen Rezeption des 2. Vaticanums „von unten“, einer konstruktiven Ausei- Arbeit in Kirche und Staat. Wahrhaft öku- menische Anliegen – tief verwurzelt auch in der Arbeitsweise des AKH. Von Anfang an. Der AKH hat in gesellschaftlicher und kirchlicher Eiszeit Defizite klar benannt und auf hohem Niveau bearbeitet.

Die wohlwollende Rezeption durch einige Bischöfe, namentlich Joachim Wanke und Gerhard Feige - ersterer liefert zudem das Geleitwort dieser Dissertation (!) - zeigt: Reformgruppen tun nicht nur der Gesell- schaft, sondern auch den Kirchen gut – wenn diese sich ihnen nicht verschließen. Gern möchte man sich Bischof em. Wanke anschließen: *„Es kann in der Kirche nie genug an Transparenz, an gemeinsamem Gespräch und gegenseitigem Austausch geben“*. - Dass aber innerkirchliche Anliegen im gleichen Maße wie gesellschaftspoliti- sche Forderungen bearbeitet werden müs- sen, dafür steht der AKH. Das ist sein blei- bendes Verdienst und zugleich Richtschnur für Reformgruppen, die unter weitaus günstigeren Bedingungen arbeiten und ge- arbeitet haben.

Sebastian Dittrich (Mitglied im Leitungs- team der IKvu)

\*\*\*

Ruth Schlette

## Auf Martin Bubers Spuren.

Ein Aufruf zur Gewaltfreiheit im Spannungsfeld Israel/Palästina<sup>1</sup>

In den Nachkriegsjahren hatte kein jüdi- scher Denker in Deutschland – genauer: in der Bundesrepublik – ein ähnliches Renom- mée wie Martin Buber (1878 – 1965). Der bis zu seiner Emigration nach Palästina in Frankfurt am Main lehrende Religionsphi-

<sup>1</sup> Admiel Kosman und Edith Lutz, Zwischen Ich und Du. Ein Gespräch. Mit einem Vorwort von Eugen Drewermann. Berlin: Aphorisma Verlag 2014 (Kleine Texte 55). 52 Seiten. 5,00 €.

nersetzung mit der gesellschaftlichen Realität seiner Zeit (und bis heute), einem engagierten Eintreten für Menschenrechte, Demokratisierung und friedenspolitische

losoph hatte schon vor 1933 viel beachtete Schriften vorgelegt, darunter das grundle- gende philosophische Werk „Ich und Du“ (1923), Studien und Textsammlungen zum Chassidismus und die gemeinsam mit Franz Rosenzweig begonnene Neuüberset- zung der hebräischen Bibel. Nach der Shoa, als der millionenfache Mord an den europä- ischen Juden die Deutschen für immer aus der zivilisierten Menschheit auszuschließen drohte, war Buber unter den Juden, die Brücken bauten zwischen Juden und Deut- schen, Juden und Christen, zwischen den Nachkommen der Opfer der Shoa und den Kindern der Täter. Mit der Buber-Rosen- zweig-Medaille, die seit 1968 jährlich für Verdienste um den christlich-jüdischen Di- alog verliehen wird, erweist der Deutsche Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Buber die ihm gebührende Ehre.

Andere Brückenschläge Bubers wurden weit weniger beachtet. Seine Gedanken und Visionen zu der - damals so bezeichneten - „arabischen Frage“, dem Konflikt zwischen jüdischen Siedlern in Palästina bzw. Israel und den dort lebenden Arabern, finden kaum Beachtung. Buber war ein Zionist der ersten Stunde. Er war der zionistischen Weltorganisation kurz nach deren Grün- dung beigetreten und blieb ihr zeit seines Lebens als Kritiker und Visionär verbun- den. Aber anders als die Mehrheit der Zio- nisten setzte er sich für einen „jüdisch- arabischen Bund“<sup>2</sup> und für die Rechte der Araber ein.

Im Licht der Vielgestaltigkeit von Bubers Denken und Leben fordert eine kleine, so- eben erschienene Schrift Aufmerksamkeit. Die Autoren Admiel Kosman und Edith Lutz waren sich 2012 auf einer internatio- nalen Tagung über Martin Buber begegnet: Ein israelischer Talmud-Gelehrter und eine deutsche Friedensaktivistin. Ein dem or- thodoxen Judentum entstammender Pro- fessor am Abraham Geiger Kolleg der Uni- versität Potsdam, der den interreligiösen

<sup>2</sup> Vgl. Martin Buber, Ein Land und zwei Völker. Zur jüdisch-arabischen Frage. Herausgegeben und ein- geleitet von Paul R. Mendes-Flohr. Frankfurt 1983, S. 92 u.ö.



Dialog pflegt, und eine Vertreterin der jüdischen Erneuerungsbewegung (Jewish Renewal). Ein Poet und eine frühere Lehrerin. Sie wagten ein Gespräch über das Trennende hinweg; sie fanden Gemeinsamkeiten und Verbindendes – zum Beispiel in der Dialog-Philosophie Martin Bubers, in der jüdischen Religion und Ethik, in der Offenheit für „Zeichen“, in der Spiritualität Ostasiens –, und sie hielten diesen sensiblen, von Sympathie, gegenseitiger Einfühlung und Respekt getragenen Gedankenaustausch in dem 56-Seiten-Büchlein fest – in der Hoffnung, dass ihre Leser den Gesprächsfaden aufgreifen würden und den Mut fänden, von Angst- und Hassgefühlen zurückzufinden zu einer gewaltfreien Kommunikation.

Verrät schon der Dialog die Spannung zwischen den Gesprächspartnern, so führen die weiteren Texte noch tiefer in deren Grundanschauungen hinein. Admiel Kosman, der in Israel einen Namen als Dichter hat, fügt drei Gedichte an: „Wir kamen zu Gott“, „Ich sagte dem Jerusalemer Stadtwächter“, „Gott der Mitte“. Er ist ein Gottsucher, das kommt auch in seinen Gesprächsbeiträgen zum Ausdruck. „Den ganzen Kampf zwischen Juden und der arabischstämmigen Bevölkerung in Israel sehe ich als eine Herausforderung des Himmels“, sagt er einmal (21). Oder: „Es gibt keine Lösung auf einem politischen Level, auch nicht auf einem lokalpolitischen. Es gibt nur eine Lösung auf einem religiösen Level, von Auge zu Auge, von Mensch zu Mensch.“ (20) Aber er spricht auch von der Unnachgiebigkeit der Hamas und von der Schuld Israels: „Für die Siedlungen (gibt) es keine Entschuldigung, das ist schlicht ein Verbrechen.“ (19)

Weitergehende *politische* Antworten auf die Fragen seiner Gesprächspartnerin verweigert Kosman. „Warum helfen Rabbiner oder jüdische Gemeinden (in Deutschland) solchen Gruppen wie den *Rabbinern für Menschenrechte* oder anderen Menschenrechtsgruppen in Israel nicht, warum sind sie so schweigsam?“ fragt Edith Lutz zum Beispiel, und Kosman antwortet: „Das Bild ist nicht klar. Wenn Menschen eindeutig das Gute und das Schlechte erkennen können, dann fällt es ihnen leichter, aufzustehen und zu reden.“ (18)

Diese Schwelle, an der das Gespräch ein – vorläufiges – Ende findet, sucht Edith Lutz

mit Auszügen aus dem Tagebuch zu überwinden, das sie während und nach der Fahrt auf dem *Jüdischen Boot* führte, das im September 2011 von Zypern nach Gaza unterwegs war und von der israelischen Marine gekapert wurde. Die Insassen des Boots, *jüdische* Frauen und Männer, wurden verhaftet und – außer Edith Lutz – rasch wieder freigelassen bzw. deportiert; das Boot wird bis heute in Israel festgehalten. Am Schluss des Buches legt Edith Lutz ihr Motiv für diese und ähnliche Aktionen dar: Es ist die Hoffnung auf eine Erneuerung des Judentums, die sie mit Martin Buber und auch mit Admiel Kosman teilt. „Martin Buber und die Vision einer *Jüdischen Erneuerung*“ lautet der Titel ihres Essays. Die Herausforderung, auf das „Zwischen“ zu achten, auf den „Anderen“ zu hören, auch wenn er entgegengesetzte Positionen vertritt, ist nicht allein an Juden gerichtet. So fügt es sich gut, dass der christliche Theologe Eugen Drewermann in seinem Vorwort auf der unabdingbaren Gemeinsamkeit des Getrennten und Versöhnten besteht: „Frieden für Israel, Sicherheit für Israel! Ja! Doch das heißt auch: Freiheit für die Palästinenser in einem eigenen Staat.“

Mit Bubers bis heute gültigen Worten: „Frieden ist möglich, weil er notwendig ist.“<sup>3</sup> Kurz vor seinem Tod forderte er die Konfliktparteien auf, einen Versuch zu machen: „Ob jetzt und hier ein solches Gespräch zwischen solchen Menschen zustande kommt, wird weit über das Gebiet des Nahen Ostens hinaus von Bedeutung sein: es wird sich daran zeigen, ob in dieser späten Stunde des Menschengeschlechts der Geist wirklich Einfluss auf die Geschichte hat.“<sup>4</sup>

Auf das nach wie vor große Interesse an Martin Buber wird in einem Bericht der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 7. Februar 2015 über den Neubau der israelischen Nationalbibliothek in Jerusalem hingewiesen („Buber wird praktisch jede Woche verlangt“, S. 16). Der Bibliothek, deren Neubau der Schweizer Architekt Jacques Herzog und Pierre de Meuron 2019 fertig gestellt sein soll, gehören 150 deutschsprachige Nachlässe, darunter auch der von Buber. „Buber, der in Wien zur Welt kam und lange in Deutschland lehrte,

<sup>3</sup> Ein Land und zwei Völker, a.a.O., S. 62

<sup>4</sup> Ebd., S. 382

vermachte seinen Nachlass der Bibliothek in Jerusalem. Dazu zählt auch das handschriftliche Manuskript seines Hauptwerks *Ich und Du*. Den vielen Korrekturen, Anmerkungen und Streichungen ist anzumerken, wie intensiv Buber daran arbeitete. ‚Buber wird praktisch jede Woche verlangt. Das Interesse aus Deutschland ist besonders groß‘, beobachtet Archivar Stefan Litt. Forscher aus dem deutschen Sprachraum stellen nach den Israelis die zweitgrößte Besuchergruppe in der Bibliothek. Auch die Nachlässe des in Berlin geborenen jüdischen Religionshistorikers Gershom Scholem und der deutsch-jüdischen Dichterin Else Lasker-Schüler befinden sich in Jerusalem“. Insgesamt gut 235 000 der über 5 Millionen Bücher sowie ein Drittel des gesamten Archivs sind in deutscher Sprache verfasst. (WM)

*Zur Verfasserin: Ruth Schlette, Dr. phil. (Neuere Geschichte).*

*Langjährige Berufstätigkeit in der Entwicklungszusammenarbeit.*

*Im Ruhestand Forschungen zur Verfolgungsgeschichte der Juden in einem Bonner Stadtteil.*

\*\*\*

Lutz Lemhöfer

## **Crime Time in Imprimatur: Die Wahrheit der Versehrten.**

Zu Alexis Ragougneaus Krimi „Die Madonna von Notre Dame“.

Das ist ein merkwürdiger Todesfall. Eine junge Frau in einem aufreizend kurzen weißen Kleid wird tot in einer Kirchenbank der Kathedrale Notre Dame in Paris gefunden – erwürgt, wie der Gerichtsmediziner rasch feststellt. Schnell scheint der Täter gefunden: ein leicht verwirrter junger Mann, ein religiöser Fanatiker, der kurz zuvor am Rand einer Marienprozession einen heftigen Streit mit dem späteren Opfer hatte. Viele Augenzeugen hatten ihn dort gesehen; der mutmaßliche Mord in der Kir-

che fand hingegen ohne alle Zeugen statt. Der als Täter ausgeguckte junge Mann springt während des Polizeiverhörs aus dem Fenster; Justiz- und Kirchenbehörden sehen in diesem Selbstmord ein implizites Geständnis und legen den unliebsamen Zwischenfall beruhigt zu den Akten.

Nur einer nicht: Pater Kern, der aushilfsweise die Frühmesse in Notre Dame gelesen hatte, während der das Opfer still und steif in der Bank thronte, noch nicht als tot identifiziert. Der kleine, gebrechliche Aushilfspriester kennt sie alle, die schrägen Gestalten, die regelmäßig Notre Dame bevölkern: Die skurrile ‚Madame Pipi‘ mit dem ausladenden Blumenhut, den aus Polen stammenden Clochard Kristof und auch den engelgleichen, aber verwirrten jungen Mann, der ohne wirkliche Beweise als Täter ausgedeutet wurde. Pater Kern, ein sehr französischer Verwandter von Chestertons Father Brown, mag sich damit nicht zufrieden geben. Mit heimlicher Unterstützung der von dem polizeilichen Schnellschluss ebenso überrumpelten jungen Staatsanwältin geht er bisher vernachlässigten Spuren nach, befragt Familien und Freunde der Beteiligten. Aus dem, was er hört und erlebt, zieht er seine eigenen Schlüsse, und irgendwann bekommt er den entscheidenden Hinweis von einem seiner schrägen Schäfchen, dem Clochard Kristof. Diese Spur führt dann hinaus aus dem Kleine-Leute-Milieu ins staatliche und kirchliche Establishment. Was den kleinen Pater durchaus erschüttert. *„Die Grenze zwischen Gut und Böse hatte sich verschoben. Unmerklich, nur Kern wusste davon. Durch die Tat eines Mannes, eines einzigen unter so vielen, die ihr Leben Gott geweiht hatten, eines Mannes, der sich entschieden hatte, auf die andere Seite zu wechseln, auf die Seite der dunklen Mächte. Und doch war diese winzige Verschiebung der Grenze für Kern ein wahres Erdbeben.“ (S.236 f)* Ein Erdbeben, das Pater Kern mit zu verschlingen droht, als der wahre Täter merkt, dass ihm da einer auf die Schliche kommt. Und auch hier, wie bei der Aufklärung des Mordes, kommt unerwartet die Hilfe von einer der eher geduldeten als geschätzten Kanzelschwalben, von Madame Pipi, der im entscheidenden Moment endlich jemand zuhört.

Dieser ganze, ebenso klug beobachtende wie locker geschriebene Roman ist ein Abgesang an die klassischen Helden und ein

Loblied auf die versehrten Anti-Helden. Sie sind hier die Sympathieträger, allen voran der an wiederkehrenden Gelenkschmerzen und Gewissensbissen leidende Pater Kern. Aber auch sein wichtigster Ratgeber zählt dazu, der im Gefängnis Jura studierende Ex-Mörder Djibril, und auch die unerfahrene junge Staatsanwältin, die den Pater rechtswidrig mit internen Informationen versorgt. Es fällt auf, mit welcher Liebe und Sorgfalt alle diese Gestalten geschildert werden – auch das Opfer und der vermeintliche erste Täter. Die Konstellation erinnert an einen Song des hintersinnig-frommen Kabarettisten Hanns Dieter Hüsch: „Ich sing für die Verrückten, die seitlich Umgenickten“. Und sie beschert uns seit langem wieder einen geistlichen Detektiv, der wirklich als Geistlicher agiert und eine Seelenfärbung einbringt, die gängige polizeiliche Ermittler so nicht haben. Dazu passt auch das ruhige Erzähltempo, das mehr auf

## Kaderschmiede

### Köln

Papst Franziskus ernannte den bisherigen Generalvikar des Erzbistums Köln, Stefan

kalation der Gewalt in ihrem Land gewarnt. Unmittelbarer Anlass für die Sorge der Bischöfe sind Pläne der amtierenden Regierung unter Präsident Jo-

die illegale Plünderung wertvoller Edelmetall-Vorräte, welche laut „Conflict Minerals Provision“ (2010) untersagt ist. Zu den begehrtesten Boden-

\*\*\*

Hesse (48) zum neuen Erzbischof von Hamburg. Nach den Bischöfen Woelki (Berlin/Köln), Hofmann (Würzburg), Koch (Dresden) und Trelle (Hildesheim) übernimmt nun ein weiterer enger Mitarbeiter des ehemaligen Kölner Erzbischofs Joachim Meisner die Leitung eines deutschen Bistums. Hesse gilt als umsichtiger Planer und Verwalter sowie als „Seelsorger mit Blick für die Nöte der Menschen“.

## Kongo: Bischöfe schlagen Alarm

Die Bischöfe der „Demokratischen Republik Kongo“ haben sowohl in einem gemeinsamen Hirtenschreiben als auch während jüngster Kontakte mit kirchlichen Hilfsorganisationen in Europa vor einer weiteren Es-

seph Kabila, die Verfassung zu ändern und damit eine Wiederwahl Kabilas 2016 für eine dritte Amtszeit zu ermöglichen.

Die „Demokratische Republik Kongo“ gehört mit 71 Millionen Einwohnern neben Nigeria zu den bevölkerungsreichsten Ländern Afrikas.

Bürgerkriegsähnliche Konflikte haben im Kongo während der vergangenen 22 Jahre mindestens 6 Millionen Tote gefordert und zur Vertreibung von knapp 15 Millionen Menschen aus ihrer Heimat geführt.

Bei den zwischen der Armee der Zentralregierung und den verschiedenen Rebellverbänden geführten „Stellvertreterkriege“ geht es in erster Linie um „militärischen Geleitschutz“ für

Psychologie als auf Action setzt. All dies empfiehlt den Roman für gläubige Krimi-Fans – und ungläubige ebenso. Der kluge Pater Kern beruhigt seine staatsanwaltliche Komplizin, die sich als Ungläubige outet: „*Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen. Wissen Sie, die wahre Grenze verläuft nicht zwischen Gläubigen und Nicht-Gläubigen, auch nicht zwischen Christen, Juden oder Muslimen. Die wahre Grenze ist die, die Tauben von Falken trennt.*“ – „*Die, die den Frieden suchen...*“ – „*Von denen, die den Krieg wollen, ganz richtig.*“ (S. 246) Dieser Roman, der erste seines sonst fürs Theater schreibenden Autors Alexis Ragougneau, weckt Hoffnung auf weitere Geschichten um Pater Kern, der durchaus das Zeug zur Kultfigur einer Serie hat.

*Alexis Ragougneau: Die Madonna von Notre Dame. Ein Fall für Pater Kern. 249 Seiten. List-Verlag 2014*

schätzen gehören Pyrochlor (für den Flugzeug- und Raketentriebwerk) sowie Contal/Tantal (für die Elektronik-Industrie), welche hauptsächlich in der Provinz Nord-Kivu gefördert werden. In anderen Landesteilen blüht das Schwarzmarkt-Geschäft mit Kupfer, Zinn, Gold und Kobalt, an dem Politiker der Zentral- als auch der jeweiligen Provinz-Regierungen kräftig mitverdienen.

## Kardinal Marx: Treppenputz – top down

In einem Interview mit der amerikanischen Jesuiten-Zeitschrift „America“ hat der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz und Erzbischof von München-Freising, Kardinal

Reinhard Marx für neue Akzente bei der Kirchenreform plädiert. „Die Bischöfe und der Papst müssen den Wandel einleiten“, meinte Marx und betonte: „Die Treppe wird von oben gekehrt – top down, nicht bottom up!“

Reinhard Marx hält den Zeitpunkt für gekommen, dass sich Katholiken von der irrigen Vorstellung verabschieden, Spitzenpositionen im Vatikan und in der Kirche ganz allgemein müssten „Klerikern“ vorbehalten werden. Es widerspreche dem Geist des Evangeliums, Frauen speziell und Laien generell von wichtigen Führungsaufgaben auszuschließen.

## **Anglikaner: Historische Bischofsweihe**

Ende Januar 2015 ist die bisherige Vikarin Libby Lane (48) zum ersten weiblichen Bischof der Anglikanischen Kirche (Church of England) geweiht worden und übernimmt ab März dieses Jahres die Leitung des Bistums Stockport. An der Weihezeremonie nahm (trotz Einladung) kein Repräsentant der katholischen Kirche teil. Einige katholische Nachbarn ließen mitteilen, dass sie „leider wegen anderer wichtiger Aufgaben verhindert“ seien, und den Provinzial der Karmeliter plagten just am Weihetag „schwere Zahnschmerzen“.

Der Vorsitzende der Katholischen Bischofskonferenz von England und Wales, Erzbischof Bernard Longley bezeichnete in einem vielbeachteten Statement, die Weihe von Frau Libby Lane als ein weiteres, sehr bedauer-

liches Hindernis auf dem Weg zur Einigung zwischen der Anglikanischen und der Katholischen Kirche. Tausende von Anglikanern sind in den letzten Jahren aus Protest gegen die Frauen-Priesterweihe von der anglikanischen zur katholischen Kirche übergetreten. 2009 errichtete der Vatikan für die Konvertiten in mehreren europäischen Ländern „Personalordinariate“ – mit eigenen Kirchenstrukturen, innerhalb derer ehemalige anglikanische Priester jetzt als verheiratete katholische Priester wirken.

## **Neue Kardinäle – ein Hauch von Weltkirche**

Papst Franziskus hat Anfang Januar 2015 insgesamt 20 neue Kardinäle berufen und dabei erkennen lassen, dass ihm die „Internationalisierung des Kardinals-Kollegiums“ ein wichtiges Anliegen ist. Bisher waren 25 Prozent aller zur Papstwahl berechtigten Kardinäle (unter 80 Jahre) Kurienmitglieder. Die Hälfte der Papstwähler stammte aus europäischen Ländern. Während traditionsreiche Bistümer wie Chicago, Madrid, Venedig und Turin diesmal bei der Vergabe des „Kardinal-Biretts“ leer ausgingen, wurden die Erzbischöfe von Rangun/Burma, von Santiago/Kapverdische Inseln, von Morelia/Mexiko und von Agrigent/Sizilien von Papst Franziskus berufen.

## **Schweiz: Priester segnet lesbisches Paar**

Weil er im Herbst 2014 ein lesbisches Paar gesegnet hatte, wurde Wendelin Bu-

cheli, Pfarrer der zum Bistum Chur gehörenden Gemeinde Bürglen (Kanton Uri) von Bischof Vitus Huonder aufgefordert, die Pfarrei umgehend zu verlassen und in sein Heimatbistum Fribourg zurückzukehren. Bucheli weigerte sich, der Aufforderung Huonders nachzukommen und stellte klar, dass er sich keines Vergehens bewusst sei und es sich auch künftig nicht verbieten lasse, Menschen zu segnen.

Für seine im Anschluss an den Sonntagsgottesdienst vom 15. Februar 2015 abgegebene Erklärung bedankten sich die Gläubigen Bürglens mit lang anhaltendem Beifall.

## **Sind die Tage von Müller gezählt?**

Im Rahmen der Kurienreform wird im Vatikan darüber spekuliert, dass Kardinal Gerhard Ludwig Müller von der Glaubens- in die Bildungskongregation wechseln könnte, um dort Platz für den Papstvertrauten und derzeitigen Chef der Katholischen Universität von Buenos Aires, Erzbischof Victor Manuel Fernández, zu machen.

## **Laienpredigt bleibt verboten**

Um das „liturgische Übel“ langweiliger Predigten abzustellen, hat die vatikanische Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung auf Anweisung von Papst Franziskus jetzt ein 150 Seiten umfassendes homiletische Direktorium veröffentlicht, in dem methodische und inhaltliche Anleitungen für die Predigt der Priester gegeben werden.

In dem „Handbuch“ wird noch einmal ausdrücklich daran erinnert, dass die Predigt von Laien während der Messfeier auch künftig verboten bleibt.

### Ehrenplätze für homosexuelle Pilger

Als ein untrügliches Zeichen für die „Öffnung der Kirche im Umgang mit Homosexuellen“, wertet die Loreto-Schwester Jeannine Gramick die vom Vatikanischen Protokoll bei der Papstaudienz vom 18. Februar 2015 einer US-amerikanische Pilgergruppe von Schwulen und Lesben zugewiesenen VIP-Plätze in der Audienzhalle.

Gramick ist eine der Gründerinnen von „New Ways Ministry“. Die Organisation bemüht sich seit 1977 um eine Normalisierung des Rechtsstatus von Homosexuellen innerhalb der Kirche und hat sich durch ihre seelsorgerischen Angebote für Schwule und Lesben in den USA einen Namen gemacht.

In den 1980- und 1990-er Jahren waren Schwester Jeannine Gramick und der inzwischen verstorbenen Salvadorianer-Pater Robert Nugent vom damaligen Chef der Glaubensbehörde, Kar-

dinal Joseph Ratzinger, wiederholt aufgefordert worden, ihren Dienst zugunsten der Homosexuellen einzustellen.

### Vatikan: Bilanz nach heutigen Standards

Irritiert zeigte sich Kardinal Reinhard Marx über ein Interview seines australischen Kollegen und derzeitigen Chefs des neuen vatikanischen Wirtschaftssekretariats, Kardinal George Pell, in dem dieser verkündet hatte, dass 1,4 Milliarden US-Dollar „gefunden“, bisher jedoch im Vatikan-Haushalt noch nicht erfasst worden seien. Damit, so Pell, würde sich der Gesamtbesitz des Vatikans um ein Drittel erhöhen.

Marx hob in seiner Replik hervor, dass Vermögenszahlen nur dann einen Sinn machen, wenn sie den Verpflichtungen des Kirchenstaats gegenüberstünden. Der Erzbischof von München und Freising forderte einen „Gesamthaushalt mit Bilanzierung nach internationalen Standards“, aus welchem die „Zweckbindung des kirchlichen Vermögens“ immer ersichtlich sei. Langfristig müsse außerdem eine „Vereinheitlichung der Va-

tikanbilanzen“ angestrebt werden.

Widerstand gegen solche Bestrebungen soll es u.a. aus der finanzstarken „Kongregation für die Evangelisation der Völker“ geben. Deren eigenständig verwalteten Vermögenswerte sollen nach Angaben von Vatikan-Insidern rund 9 Milliarden Euro betragen.

### Burke auf Konfrontationskurs

Der ehemalige Chef des Obersten Vatikanischen Gerichts, Kardinal Raymond Leo Burke (66), wird am 20. März 2015 im Rahmen der sogenannten „Kölner Liturgie Tagung“ in der zum Bistum Aachen gehörenden Pfarrei St. Gertrud in Herzogenrath zum Thema Ehe und Familie sprechen. Der US-Amerikaner folgt damit einer Einladung der Traditionalisten-Vereinigung „Una Voce“ sowie des konservativen „Netzwerkes katholischer Priester“.

In einem Interview hatte Burke in den USA angekündigt, dass er sich Papst Franziskus widersetzen werde, falls dieser zu Abstrichen an der traditionellen Lehre der Kirche über Ehe, Sex und Familie bereit sein sollte.

\*\*\*

## Die Glosse

Rauschheim in der Fastnacht 2015

Lieber Sepp,

ich muss Dich fragen, was Du von folgendem Beschwerdebrief hältst?

Neun Gemeindemitglieder aus Deiningen schreiben empört an ihren Bischof Gregor Maria Hanke von Eichstätt wegen einiger „Pegidapredigten“ von ihrem Pfarrer Za-

wilak. Ich hab vor unserer Diskussion schon einmal die Beschwerden einzeln mit dem Pater Gescheitle durchgediskutiert.

1. Beschwerde: Der Pfarrer Zawilak tät Frauen als Weiber bezeichnen, die hinter den Herd gehören und zum Kinderkriegen da wären.

Der Pater: Joseph, ich kann Dir versichern, das hat unser Pastor aus der guten alten Zeit auch so gepredigt. Und damals war die Kirch beim hundsgewöhnlichen

Werktagsgottesdienst voller als wie heut die Sonntagsmess.

2. Beschwerde: Bei einer Beerdigung hätt Zawilak verkündigt, der Verstorbene käm nicht in den Himmel, weil er ihn zu Lebzeiten nicht in der Kirche gesehen hätt.

Der Pater: Dadrüber müsst sich jeder in Deiningen im Klaren sein: Wer zu Lebzeiten nicht ins Haus Gottes kommt, den lässt der liebe Gott nach seinem Tod auch nicht in den Himmel.

3. Beschwerde: Wegen seiner Afrika-Großwildjagd hätt er Grundschulern erklärt: Nicht er hätt die Tiere getötet, sondern die Kugel.

Sepp, nach dem Gescheitle ist diese Unterscheidung im Prinzip sogar richtig, denn, gibst du dem Zawilak ein Karnikel in die Hand und sagst ihm, er soll dem den Hals umdrehen. So wie ich den Zawilak kenn, tät der dem Häschen in die Augen schauen, tät es als Tierfreund streicheln und dann gerührt laufen lassen. Übrigens, bei der Großwildjagd hat der Zawilak ja nur den Zeigefinger am Gewehrhahn ganz kurz gekrümmt, und alles andere hat tatsächlich die Kugel erledigt.

4. Beschwerde: Ungezogenen Buben hätt er gedroht, ihnen würden Teufelshörner aus dem Kopf wachsen.

Zu solchen Wahrsagungen kann ich selber was beitragen: Unser alter prügelnder Pastor von kurz nach dem Krieg hat uns Kommunionbuben erklärt: Wer je die Hand gegen einen Priester erhebt, dem wächst diese Hand aus dem Grab. Mich selber hat er einmal nach dem Hochamt vor der total vollen Kirch, vorne an der Kommunionbank vermöbelt, dass mir Sehen und Hören verging. Ich hab mir damals geschworen, wenn ich erst groß und stark bin, werd ich dir dafür Saures geben. Wegen dem Pastor seiner Warnung hab ich später, zu Kräften gekommen, halbabergläubig die Ausführung von meinem Rache schwur bleiben lassen, um meinem Arm das angedrohte Schicksal zu ersparen.

5. Beschwerde: Im Pfarrbrief würden die evangelischen Gottesdienste nicht mehr abgedruckt. Der Zawilak wollt sich bei rückläufigen Zahlen nicht selber die Konkurrenz ins Haus holen.

Der Pater stimmte lebhaft zu: Der Zawilak ist keine Memme. Der legt sich mit unseren Glaubensrivalen mutig an. Mir kamen schon immer diese evangelischen Gottes-

dienstangebote im katholischen Pfarrblatt wie dem Putin sein Fuß in der Tür von der Ukraine vor.

Sepp, das größere Problem aber ist der Bischof Tebartz. Wir haben also zwei „Problembären“ aus dem Weg zu schaffen. Wie könnt die Lösung aussehen?

Der Gescheitle hat mir dazu verklickert: Wie man den Tebartz im Vatikan, so sollte man den Zawilak im Generalvikariat von Eichstätt entsorgen. Denn wegen ihrer Weihe- und Amtswürde könnt man sie als Kleriker ja nicht dem Laienmob ausliefern, man könnt sie aber auch nicht in einem Kloster zum Beten und Büßen verschwinden lassen. Von den Zweien würde jeder durch bizarres Verhalten in der Klostergemeinschaft wie ein Tsunami wirken.

Wie mir der Pater weiter mitgeteilt hat, betreibt der Tebartz künftig aus dem Vatikan heraus die Neuevangelisierung. Mein Vorschlag, er sollt seine Evangelisierung ökumenisch betreiben. Denn die Kirchaustritte, die auf sein Konto gehen, waren bei den Evangelischen fast genauso hoch wie bei uns Katholischen.

Zawilak könnt man entsprechend im Referat Pastorale Dienste werkeln lassen. Der würde bestimmt für Zunder sorgen in dem schläfrigen Laden.

Und die folgende Illusion treibt den Pater Gescheitle um: Am End würden uns die beiden mit ihrer Gesinnung wieder auf dem Weg zu neunzehnhundertfünfziger Verhältnissen mit gefüllten Beichtstühlen und Gotteshäusern bringen.

Aber ehrlich, Sepp, meinst Du als Gewerkschafter nicht auch, mit diesen Ämtern hätt man jeweils den Bock zum Gärtner gemacht?

Ich befürchte, Du, Sozi, siehst das wieder einmal ganz anders und nennst z.B. dem Pater Gescheitle seine hoffnungsfrohe Vi-

---

sion den Rückfall in einen Steinzeitkatholizismus.

Bis zum Stammtisch am Donnerstag grüßt  
Dich trotzdem

Dein Freund Joseph

P.S.: Sepp, unter uns gesagt: Der Franziskus  
schont für mich als CSU-Mann zu sehr  
die Unverschämten (wie den Zawilak) und  
die Selbstherrlichen (wie den Tebartz),  
dieser Papst scheint nicht begriffen zu ha-

ben, dass unsere Kirche ein „Haus voll Glorie“  
ist, mit festen Mauern, wie eine Burg  
gebaut, die gegen Störenfriede verteidigt  
und geschützt werden will. Am Franz-Joseph  
Strauß sollt der Franziskus sich ein  
Muster nehmen! Wie der mit Abweich-  
lern umgesprungen ist, das hat Respekt  
gebracht.

\*\*\*